

Julia Engelmann  
Himmel ohne Ende

ROMAN

Diogenes

Copyright © Julia Engelmann, 2025  
Covermotiv: Gemälde von Ivan Loginov,  
»Dasha«, 2021 (Ausschnitt)  
Copyright © Ivan Loginov

Der Diogenes Verlag wird vom Bundesamt für Kultur  
für die Jahre 2021–2025 unterstützt

Die Nutzung dieses Werks für Text und Data Mining im  
Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor

Alle Rechte vorbehalten  
Diogenes Verlag AG Zürich  
info@diogenes.ch · www.diogenes.ch  
In Fragen zur Produktsicherheit (GPSR):  
truepages UG (haftungsbeschränkt)  
Westermühlstraße 29, 80469 München  
info@truepages.de  
500/25/##/1  
ISBN 978 3 257 07323 2

*Für die, an denen ich hänge*



We were together  
I forget the rest  
*Walt Whitman*



## Prolog

W weißt du, warum du hier bist, Charlotte?«, fragte Frau Knubben.

»Auf der Welt?«, fragte ich und kaute an meinen Nägeln.

Das war in der großen Pause, alle anderen waren auf dem Hof. Ich fand es gar nicht schlimm, sie alle nicht sehen zu müssen. Dass ich einen Termin bei unserer Schulpsychologin hatte, von dem ich erst seit fünf Minuten wusste, allerdings schon.

»Nein«, Frau Knubben lächelte, »hier bei mir.«

Ich zuckte die Schultern und schaute auf den Schreibtisch zwischen uns. Stapelweise Mappen, lose Stifte, Rosinen in einer Schale, eine Packung Zigaretten.

»Warum deine Mutter und Frau Reichow und ich es für eine gute Idee gehalten haben, dass wir beide uns mal in Ruhe unterhalten?«

*Die Wohnung ist der Spiegel der Seele.* Das sagte Mama immer zu mir, wenn ich aufräumen sollte. In Frau Knubbens Seele war es verdächtig rummelig für eine Schulpsychologin. Und außerdem roch es nach Rauch.

»Du bist eigentlich eine gute Schülerin, hat Susanne ... also hat Frau Reichow gesagt, aber dieses Jahr scheint irgendetwas, nun ja, anders zu sein und die Kollegen, also, die machen sich Gedanken, ob du gut bis zum Abitur kommst.«

Ich sagte nichts, aber Frau Knubben schrieb trotzdem mit, also versuchte ich, so normal wie möglich zu wirken, ich wusste nur leider nicht wie.

»Wie gehts dir denn in letzter Zeit?«

Ich dachte daran, dass Eistee aufgehört hatte, gut zu schmecken und Licht aufgehört hatte, hell zu sein.

»Ist etwas vorgefallen in deiner Klasse?«

Ich starrte auf die Rosinen in der Schale und fragte mich, ob Frau Knubben die jemals aß. Letzte Woche hatte ich zum ersten Mal im Unterricht geweint.

»Oder hast du Liebeskummer?«

Dass ich in Mikolaj verliebt war, versuchte ich vor allen geheim zu halten, sogar vor mir selbst.

»Hast du eine Freundin, mit der du reden kannst?«

Ich dachte daran, dass zwischen Kati und mir alles kaputtgegangen war. Weil ich irgendwas an mir zu haben schien, von dem alle weg wollten.

»Oder jemanden zu Hause, wie ist es mit deinen Eltern?«

Ich dachte daran, wie gestresst Mama in den letzten Wochen gewesen war, dass wir nie über meinen Vater sprachen, seit er weg war, und ich bis heute nicht wusste, wohin mit allem, dem Schmerz und der Sehnsucht.

»Weiß nicht«, log ich. Und auch, wenn ich vieles wirklich nicht wusste, fragte ich mich, warum ich es nie schaffte, die wenigen Dinge, die ich eben doch wusste, auszusprechen.

»Na gut«, sagte Frau Knubben, »du musst auch nichts sagen, wir wollten uns heute ja erst mal kennenlernen. Gibt es denn irgendetwas anderes, worüber du reden möchtest, Charlotte?«

*Manchmal frage ich mich schon, wer ich bin und das alles,*

schoss es mir durch den Kopf. Und ich ärgerte mich, dass ich immer diese bescheuerten Gedanken hatte, Gedanken, die alles kaputt machten.

»Ja«, sagte ich.

»Wunderbar, ich höre dir zu.«

»Charlie.«

»Wie bitte?«

»Wegen Charlotte. Also, ich heiße bloß Charlie.«

Frau Knubben seufzte.

»Dann wollen wir es erst mal dabei belassen. Du weißt ja, wo du mich findest, wenn du dich doch noch entschließen solltest, mit mir zu sprechen. Wir Schulpsychologen –«

Genau in dem Moment, in Frau Knubbens vollgestopftem Büro, fiel mir etwas ein. Ich dachte daran, wie wundervoll es sein musste, aus vollem Herzen singen zu können. Singen, dass es sogar andere zu Tränen rührte. Auf einer großen Bühne, auf der einem alle zuhörten. Das wäre wahrscheinlich, wie schnell rennen zu können und nie den Bus zu verpassen, bloß mit der Stimme. *Einmal in meinem Leben so singen*, dachte ich, *also das wäre doch wirklich was*. Ich hab echt keinen Schimmer, wie ich in dem Moment darauf kam.

Der letzte Satz von Frau Knubben killte mich leider komplett.

»Eins noch Charlotte, deine Verschlossenheit schreckt mich nicht ab.«

Da checkte ich erst, dass sie vielleicht selbst mal zur Psychologin gehen sollte, wenn sie solche Sachen sagte, und nahm mir vor, keinen Fuß mehr in ihre rummelige Seele zu setzen.



Sommer



Meine Tränen waren genauso still wie ich. Das Heft und meine Schrift verschwammen vor meinen Augen, bis alles gleich aussah, jedes Karo, jede Zahl, jedes X.

»Charlie«, wiederholte Herr Kuhle, »würdest du uns deine Lösung zu Aufgabe 4a vorlesen?«

Ich schaute auf meine Hände mit den abgekauten Nägeln, denn ich traute mich nicht aufzusehen. Ich war wie eingefroren, nur mein Herz raste.

»O Gott, jetzt weint sie schon wieder«, sagte Sofia.

Ich hasste es, wenn ich kein Wort rausbekam. Wenn die anderen darüber lachten. Wenn ich merkte, wie ich rot wurde und dann immer anfang zu weinen.

»Da ist einfach komplette Leere in ihrem Kopf.« Schmitti lachte. Die anderen lachten mit. Vielleicht hatte er recht. Vielleicht war mein Kopf wirklich leer. Ich schaute hilfesuchend zu Kati, aber sie verdrehte nur die Augen.

»Also gut«, sagte Herr Kuhle, »kann jemand einspringen?«

Sofia las die Lösung vor und ich wünschte mir zum tausendsten Mal in diesem Schuljahr, ich wäre wie sie. Schön, klug, beliebt. Und als es klingelte, wünschte ich mir zum tausendsten Mal in diesem Schuljahr, ich wäre weg. Oder

wenigstens woanders. Und ich dachte mit einem komischen Gefühl daran, dass es allen egal wäre. Dass es keine Rolle spielte, ob ich da war oder weg. Weil ich an niemandem hing. Und niemand an mir.

\*

»Schmitti braucht echt zu viel Aufmerksamkeit«, sagte ich zu Kati, als wir endlich Schluss hatten und über den Hof liefen. »Und Sofia denkt, sie wäre was Besseres.«

Wir saßen seit der fünften Klasse nebeneinander, Kati und ich. Ich hatte sie immer bewundert, dafür, dass sie zu jedem und zu allem etwas zu sagen hatte. Aber Kati sagte an diesem Tag nicht »voll, voll« wie sonst. Stattdessen sagte sie: »Du darfst das alles nicht so ernst nehmen.«

»Aber plötzlich lachen alle über mich«, sagte ich, »und ich verstehe nicht, warum.«

Es hatte im Laufe des Schuljahres angefangen. Dabei hatte ich nichts anders gemacht als in den drei Jahren davor.

»Du machst dir zu viele Gedanken.«

In dem Moment lief jemand mit einem roten Rucksack an uns vorbei. Mikolaj. Ich versuchte, mir nichts anmerken zu lassen. Über Mikolaj wollte ich mit niemandem reden, nicht mal mit Kati.

»Ich frage mich schon manchmal, wer ich bin und das alles«, sagte ich.

Der Satz rutsche mir einfach so raus.

»Okay«, sagte Kati. Dann lachte sie. Es war ihr typisches trockenes Kati-Lachen, laut und rau. »Manchmal bist du schon echt komisch.«

Ich schluckte. Und lachte auch.

»Ja, ich weiß«, sagte ich. »Wollen wir heute noch was machen? Wir könnten in die Arkaden.«

»Ich hab Theater-AG und danach muss ich auf Merle aufpassen, Mama ist arbeiten«, sagte sie.

Merle war Katis Hund. Und wie sie das sagte, da hätte ich schon was merken können. Aber ich dachte mir nichts dabei.

»Kommst du eigentlich? Zum Sommertheater?«, fragte sie. Sofia spielte jedes Jahr die Hauptrolle und ich stimmte Kati jedes Jahr zu, dass das unfair war.

»Klar«, sagte ich, obwohl ich nicht die Absicht hatte, die Leute aus meiner Klasse mehr zu sehen als nötig.

Als wir die Fahrradständer erreichten, sah ich auf dem Boden in der Sonne eine Münze glitzern, aber ich hob sie nicht auf.

»Vielleicht schaffen wir es nächste Woche«, sagte Kati.

»Ja, vielleicht«, sagte ich.

Kati stieg auf ihr Rad und fuhr los. »Bis morgen«, rief sie noch.

»Bis morgen«, sagte ich und ignorierte das furchtbare Gefühl, das sich in meinem Bauch ausbreitete.

\*

Um beste Freundinnen zu werden, hatten Kati und ich nur eine Fünfminutenpause gebraucht. Das war Ende der Fünften gewesen. Wir hatten nebeneinander an den Waschbecken vom Mädchenklo gestanden. Ich hatte kaltes Wasser über meine Hände laufen lassen und verstohlen beobachtet,

wie Kati ihren Kajal nachzog. Das Schwarz hatte irre ausgesehen. Obwohl wir beide gleich alt waren, wirkte Kati älter. Sie war eine Pionierin gewesen, eine Frühzünderin, die zuerst gewusst hatte, welche Turnschuhe »in« waren, wie man Liebesbriefe schrieb, wo man Push-up-BHS kaufte und ich, ich hatte sie für ihr Wissen gleichermaßen bewundert und gefürchtet.

»Ist was?«, hatte sie mit ihrer rauen Stimme gefragt.

Ich hatte den Kopf geschüttelt, aber da war ihr kühler Blick schon in ein herausforderndes Funkeln umgeschlagen.

»Willste auch?«, hatte sie gefragt und mir den Kajal hingehalten.

Es pickte, als ich drauflosmalte, und mein Auge tränkte ein bisschen, aber ich machte weiter. Danach schaute ich in vollkommen neue Augen. Erwachsenere, coolere Augen, zum Bewundern und zum Fürchten. Augen wie die von Kati.

»Sieht toll aus«, hatte ich stolz gesagt.

»Toll?« Kati hatte trocken gelacht und im Rausgehen »Sieht *geil* aus!« gesagt und ich, ich war vorm Spiegel stehen geblieben und hatte mir den Satz wie einen Orden an meine Jeansjacke geheftet und nie wieder abgenommen.

Ich kurbelte das Beifahrerfenster runter und hielt meine Hand in den Fahrtwind. Das machte ich jedes Mal ganz automatisch. Ich weiß nicht, warum.

»Wie wars heute in der Schule?«, fragte Mama.

Ich sah ihr Profil an. Im Sommer bekam sie unglaublich viele Sommersprossen, auch auf den Armen und Händen, und sie war schön, auch wenn sie müde war, mit einer Selbstverständlichkeit, mit der ich nicht schön war, und manchmal war ich deswegen insgeheim sauer auf sie. Dass sie mir das nicht vererbt hatte.

Markus quiekte im Fußraum. Wir waren auf dem Weg zum Tierarzt, weil er in letzter Zeit keinen Appetit gehabt hatte. Markus war mein Meerschweinchen.

»War gut«, sagte ich.

Ich wollte nicht, dass Mama sich sorgte, dass sie von dem furchtbaren Gefühl in meinem Bauch wusste. Sie hatte schon genug zu tun mit den Nachtschichten im Krankenhaus und den ganzen Überstunden. In den Schicht-Wochen war sie fahrig und abwesend und trotzdem bemüht um mich, ich wusste das. Aber leider nervte sie mich auch schnell.

»Erzähl doch mal, was gibts Neues?«

Mit solchen Fragen zum Beispiel.

»Nichts«, sagte ich knapp.

*Ich frage mich schon manchmal, wer ich bin und das alles.* Warum hatte ich das überhaupt gesagt? Wahrscheinlich hatte Kati recht. Wahrscheinlich war ich wirklich komisch. Ich fragte mich, ob ich überhaupt jemals für irgendwas die richtigen Worte finden würde. Worte, die bedeuteten, was ich meinte, was ich tief drin wirklich meinte. Aber es war eine Zwickmühle. Denn ich schämte mich für meine Worte. Und ich schämte mich für meine Stille.

Im Radio lief Lady Gaga.

»Immer dieser Krach, das kann ja keiner aushalten.«

Mama drehte das Radio leiser. Und ich wünschte, das ginge auch im Kopf, einfach leiser drehen, aber mein Kopf war furchtbar laut und voll von bescheuerten Gedanken. Bescheuerte Gedanken, die mit jedem Tag mehr wurden und die ich nicht mehr loswurde. Bescheuerte Gedanken, die sich im letzten Jahr in meinem Kopf breitgemacht hatten und mir tausend Fragen stellten, auf die ich keine Antworten fand. Warum ich war, wie ich war – so still, so dumm, so komisch – und warum ich nicht besser darin war, ich zu sein. Oder wenigstens jemand.

Meine Hand wurde kühl vom Fahrtwind, aber nicht richtig kalt, nicht kalt genug. Auch ich hatte in letzter Zeit keinen Appetit gehabt. Als hätte alles Leckere aufgehört, lecker zu sein. Eistee zum Beispiel. Und ich dachte, dass wohl irgendwas rumgehen musste in der Stadt, womit wir uns beide angesteckt hatten, Markus und ich.

Beim Tierarzt ging ich nicht mit rein, sondern blieb im Auto sitzen. Ich wollte allein sein. Ich drehte an der Lüftung. Mir war zu warm in meiner Jeansjacke, aber ich zog

sie nicht aus. Keine Ahnung, warum, und keine Ahnung, warum ich sie immer noch trug. Sie war von meinem Vater und ich hatte sie aus einem Kleidersack gerettet, den Mama hatte spenden wollen. Die Jacke hat mir nie gestanden und war mir viel zu groß. Aber trotzdem, sie war ein Stück von ihm. Und immerhin hatte Kati letzten Sommer gesagt, das sei ein »geiler Vintagelook«. Ich stellte den Beifahrersitz vor und zurück und starrte in die Luft.

\*

Als meine Stille für mich das erste Mal zu einem Problem wurde, war ich sieben. Mein Vater hatte mit einer Reisetasche und verschlossener Miene im Flur gestanden. Von einer Sekunde auf die nächste kam er mir vor wie ein Fremder. Am Abend zuvor hatte ich seine Stimme aus dem Nebenzimmer gehört.

»Mir wird das alles zu viel, Helen«, hatte er gesagt.

Und jetzt, als ich ihm und seiner Reisetasche im Flur gegenüberstand, sagte ich nicht: »Ich verstehe nicht, was los ist.«

Ich sagte nicht: »Ich habe Angst, dich zu verlieren.«

Ich sagte nicht mal: »Bitte, bleib.«

Stattdessen sah ich ihm zu, wie er in Zeitlupe die Tasche nahm, sich umdrehte, die Tür öffnete und ging. Und ich, ich verkroch mich in mein Bett und schaltete den Fernseher an.

Er hatte ein Loch hinterlassen, ein Loch in der Form meines Vaters, und ich, ich hatte durch das Loch in den Abgrund geschaut, während in mir die Liebe überlief, die jetzt nirgends mehr hinkonnte.

Ich war zu jung, um zu wissen, wie das beides ging: Am Abgrund stehen, ohne hineinzufallen. Die Liebe behalten, ohne darin zu ertrinken. Also tat ich, was Mama tat: Ich gab ihm die Schuld und nannte ihn einen Feigling. Aber im Inneren gab ich die Schuld meiner Stille. Denn natürlich war ich es, die ihm zu viel geworden war. Und dann, dann versuchte ich es mit dem Vergessen.

\*

Auf der Rückfahrt vom Tierarzt hielt ich Markus im Arm. Ich war erleichtert zu hören, dass er wieder gesund werden würde.

»Wir haben ihm vielleicht nur das falsche Futter gegeben. Jetzt müssen wir vor allem aufpassen, dass er die Tabletten auch wirklich schluckt«, sagte Mama, als wir vom Parkplatz der Tierarztpraxis fuhren, aber ihre Stimme verschwamm, bis sie nur noch ein Hintergrundrauschen war und alles gleich klang, jedes Wort, jede Silbe, jeder Ton.

Ich schaute in den vorbeiziehenden Himmel.

Er war sommerlich blau, mit bauchigen Wolken in verschiedenen Größen. Er war nie gleich, der Himmel, immer ein bisschen anders. Das gefiel mir. Die Unendlichkeit, die Weite, das Licht. Die Farben, von denen immer mindestens eine keinen Namen hatte, und die Wolken, von denen immer mindestens eine aussah wie Markus. Komisch, dass dahinter das Universum kam. Manchmal versuchte ich es mir vorzustellen, das Universum, aber immer, wenn ich an den Rand meiner Gedanken stieß, gab ich auf.

»Wo bist du bloß schon wieder mit deinen Gedanken, Charlie?«, fragte Mama.

Ich kaute an meinen Nägeln und ärgerte mich, dass ich nicht damit aufhören konnte.

»Nirgends«, sagte ich und fragte mich, wie das Gefühl hieß, wenn man traurig war wegen all des Schönen, das man in der Vergangenheit verpasst hatte, und all des Schönen, das man in der Zukunft verpassen würde.

Als wir mit dem Auto vor unserem Haus parkten, kurbelte ich das Fenster wieder hoch und fragte mich, ob ich jemals jemand für jemanden sein würde. Ich fragte es mich nur für eine Sekunde. Da bemerkte ich, dass Mama mich anschaute. Sie schaute mich an, als hätte sie gerade eine schlechte Nachricht bekommen und diese schlechte Nachricht wäre ich.

»Charlie, ich mache mir Sorgen um dich«, sagte sie.

\*

In meinem Zimmer war es dunkel. Ich setzte Markus aufs Bett. Er war warm und roch nach Heu.

»Hey, kleiner Pirat«, flüsterte ich. Ich sagte das wegen des schwarzen Flecks, der sein rechtes Auge umrahmte. Dann ging ich in die Küche, wickelte eine Tablette in ein Basilikumblatt, ging zurück und hielt sie ihm hin.

»Du musst sie wirklich fressen, ja?«

Markus war, wenn man ehrlich war, neben Kati mein einziger Freund. Eigentlich konnten Meerschweinchen gar nicht allein überleben, aber Markus eben schon und das hatte uns von Anfang an zusammengeschweißt. Dass wir wussten, wie das mit dem Alleinsein ist, er und ich.

Wir haben uns im Tierheim kennengelernt. Da stand ich

neben Mama unter den grellen Rasterleuchten, direkt auf Augenhöhe mit dem Fach M.3.2. Und in M.3.2. saß in einem Käfig ein zitterndes Meerschweinchen, das einen schwarzen Fleck um das rechte Auge hatte. *Achtung, kann nur allein gehalten werden* stand auf einem Schild und da wusste ich es irgendwie. Dass wir zusammengehörten. Ich legte zehn Euro in verschieden großen Münzen auf den Tisch, Mama füllte die Adoptionspapiere aus und mit Broschüren wie *Verhaltensstörungen bei Meerschweinchen erkennen* und *Ecken und Höhlen: Dem Nager ideale Lebensräume schaffen* trat ich glücklich mit meinem neuen Haustier im Arm auf den Parkplatz.

Als Kati ihn das erste Mal sah, quietschte sie langgezogen »Ihhh, eine Ratte« und da hätten wir es merken können, Markus und ich, dass das hier nicht unser idealer Lebensraum war.

»Wärst du auch lieber woanders?«, fragte ich ihn jetzt in meinem Zimmer leise. »Irgendwo anders in der großen, weiten Welt?«

Dann setzte ich ihn zurück in seinen Käfig.

\*

Abends beim Zähneputzen betrachtete ich mich im Spiegel.

Meine Haare waren unentschlossen halblang. Wenn ich sie wachsen ließe, könnte ich vielleicht ein paar Strähnen blondieren lassen, so wie Sofia. Mama bekam für ihre Sommersprossen oft Komplimente, doch bei mir mischten sie sich mit meinen Pickeln. Ich konnte das nie zusammenbrin-

gen – wie ich aussah und wie ich mich innen drin fühlte. Tagsüber versteckte ich mich in der Jeansjacke meines Vaters, aber jetzt, im T-Shirt, sah ich meinen Körper deutlich. Woher wusste man eigentlich, ob man schön war? *Wahrscheinlich wäre ich es, wenn ich dünner wäre*, dachte ich, und dann versuchte ich, so gut es ging, an meinen eigenen Augen und überhaupt an mir selbst vorbeischaun, bis ich nur noch die geblühten Fliesen hinter mir sah.

Nicht nur hatte alles Leckere aufgehört, lecker zu sein. Es war auch, als hätte alles Helle aufgehört, hell zu sein. Licht zum Beispiel. In meinem Zimmer machte ich alle Lampen an. Die an der Decke, klick, die neben meinem Bett, klick, die auf meinem Schreibtisch, klick. Aber irgendetwas war trotzdem zu dunkel, auch wenn ich nicht wusste, was.

Dann schaute ich *Liebe auf Umwegen*. Das war eine Seifenoper, die jeden Abend lief, und nachts und am Wochenende kamen stundenlange Wiederholungen von alten Folgen. Bei *Liebe auf Umwegen* musste niemand mehr zur Schule. Es ging bloß um die Affären von Anna und Max und um Intrigen von Giovanni, dem Bösewicht. Manchmal schauten Mama und ich die Serie zusammen, im Wohnzimmer oder auf Mamas Bett.

»Die spinnen ja alle«, sagte Mama dann oft. Ich stimmte ihr zu und fühlte mich wenigstens für ein paar Minuten ein bisschen normaler.

In dieser Nacht lag ich wach und starrte an die Decke.

Wenn ich nur lange genug an die Decke starrte, würde sich vielleicht ein Fenster zum Universum öffnen, durch das ich still und heimlich schlüpfen könnte. Dann würde

ich loslaufen, ohne zurückzuschauen, bis an den Rand meiner Gedanken.

Und dann noch einen Schritt weiter.

**B**-r-r-r-r-r-r-r-r-r-r. Morgens, auf dem Weg zum Bus, ließ ich meine Hand über den grünen Metallzaun gleiten, bis meine Finger erst ganz kribbelig wurden und dann taub. Ich machte das jeden Tag, auf dem Hinweg und auch auf dem Rückweg. Hinweg, Rückweg. Hinweg, Rückweg. Es kam mir unglaublich vor, dass dazwischen ganze Schultage, Wochen, Monate vergingen, denn jedes Mal, wenn ich mit den Fingern über die Metallstreben fuhr, war mir, als wäre ich gerade erst dagewesen.

Im Bus setzte ich mich nach hinten und wartete. Nach zwei Stationen stieg er ein.

Mikolaj.

Er setzte sich ein paar Reihen vor mich.

Im Bus waren wir Fremde, auch wenn wir in dieselbe Klasse gingen. Ich starrte auf seinen Hinterkopf. Seine braunen Haare waren der Himmel meiner Schultage, denn sie waren nie gleich, immer ein bisschen anders, immer ein bisschen aufs Neue zerzaust, und das gefiel mir. Mikolaj war auf eine Weise schön, von der ich mir sicher war, dass es jedem auffiel, und still auf eine Weise, bei der ich mir sicher war, dass man sich gut mit ihm unterhalten konnte. Außerdem spielte er Gitarre in einer Band mit zweien aus der Neunten, FUCHS hießen die. Manchmal spielten sie auf

Schulfesten und auf YouTube gab es ein Video von ihrem Song *Sirup*, das ich schon so oft gesehen hatte, dass ich den Song auswendig konnte.

*Und jeder Mensch hat deinen Namen  
Und jeder Mensch hat dein Gesicht  
An deiner Hand klebt wohl noch Sirup  
Weil loslassen kann ich dich nicht,  
kann ich dich nicht*

Ich war verliebt in ihn, seit wir einmal bei der Telefonkette miteinander telefoniert hatten, weil bei Esther keiner drangegangen war. Seitdem hoffte ich, Esther würde wegziehen oder einfach für immer Stromausfall haben.

*10 Mielczarek, Mikolaj  
11 Nagel, Esther  
12 Neumer, Charlie*

Dass es Liebe war, merkte ich daran, dass ich sofort Herzklopfen bekam, wenn mir irgendwo rote Rucksäcke begegneten. Außerdem Füchse jeder Art, Sirupflaschen im Supermarkt, braune Haare, Gitarrenklänge, der Schulbus, Telefone im Allgemeinen, Mikolaj im Speziellen. Ich versuchte immer, ganz beiläufig auf seinen Hinterkopf zu gucken, beinahe so, als würde ich träumen. Aber in Wahrheit schaute ich ganz genau hin.

Als der Bus vor der Schule hielt und ich ausstieg, sah ich im Vorbeigehen etwas auf seinem Sitz liegen.

Mikolajs iPod.

Ich hatte immer einen haben wollen, mich aber nie getraut, Mama zu fragen, weil ich wusste, dass wir dafür kein Geld hatten. Ich wollte Mikolaj nachrufen, aber da war er schon längst außer Sichtweite. Es dauerte nur eine Sekunde, da hatte ich den iPod schon in meine Jeansjacke gesteckt.

Er war kühl und schwer.

Ich würde ihn Mikolaj in der Schule zurückgeben.

Ich schaffte es nicht in Musik, als Sofia ein Lied aus *Wicked* vorsang. Als das Klavier einsetzte und Sofia anfang, da überkam mich gegen meinen Willen ein so komisches Gefühl, ein bisschen wie eine Übelkeit, aber ich konnte nicht genau sagen, was es war.

»Lach doch mal, Charlie«, rief mir Herr Kuhle in der Pause auf dem Gang zu. Ich hasste es, wenn er das sagte.

In Mathe drehte Mikolaj sich zu mir um.

»Brauchst du das noch?«, fragte er, deutete auf mein Lineal und legte den Kopf schief, damit ihm die Haare nicht in die Augen fielen, und ich hatte Angst, mir würde vielleicht jeden Moment was zum Thema seiner Schönheit oder meiner Liebe rausrutschen.

»Nein«, sagte ich und schaute dabei dem Lineal tief in die Augen.

»Okay«, sagte er und ich versuchte rauszuhören, ob er auch oft an unser Telefonat dachte.

»Okay«, sagte ich zum Lineal, das jetzt von Mikolajs schöner Hand über den Tisch gezogen wurde und langsam aus meinem Blickfeld verschwand.

\*

Als ich die Turnhalle betrat, lief leider schon die nervige Rockmusik von Herrn Hühnermörder. Unser Sportlehrer war hager, hatte lange dunkle Locken und es ging das Gerücht herum, dass unsere Klassenlehrerin Frau Reichow seinen Heiratsantrag nur deshalb abgelehnt hatte, weil sie nicht Susanne Hühnermörder heißen wollte.

Als wir uns einliefen, überholten mich alle. Lukas als Erster. Er war der Beste in Sport. Einmal hörte ich es hinter mir tuscheln, aber als ich mich umdrehte, wurde es still.

»*Liebe auf Umwegen* ist so eine dumme Sendung«, sagte Daria, als sie ebenfalls an mir vorbeilief, »das guckt doch keiner.«

»Echt?«, sagte Esther, die neben ihr lief. »Ich schau das voll oft beim Abendbrot.«

Am liebsten hätte ich gesagt, dass ich sie auch gern schaute. Mir fiel oft etwas ein, wenn andere sich unterhielten, aber ich verpasste immer den Moment, es zu sagen.

»Schneller, Neumer!«, rief Herr Hühnermörder.

Ich war die Langsamste in meiner Klasse, vielleicht sogar in meiner Schule, vielleicht sogar in meiner Stadt. Ich war so langsam, als hätte jemand alles auf Zeitlupe gestellt, dabei war ich es, die schon mein Leben lang auf Zeitlupe gestellt war.

Später spielten wir Brennball und Brennball war der Killer. Die blauen Turnmatten, die wir durch die Halle tragen mussten, stanken nach altem Gummi, und hinter mir hörte ich ein Kichern, das sofort verstummte, als ich mich umdrehte. Kati wählte mich nicht in ihr Team. Sie wählte Sofia.

»Sorry, Charlie«, sagte sie hinterher beim Umziehen,

»das war nur wegen der Noten.« Ich verstand das sogar. Normalerweise war Kati die Einzige, die mich überhaupt wählte, aber ich wollte nicht, dass sie meinetwegen eine schlechte Note bekam, damit hätte ich mich noch schlechter gefühlt.

Große Pause, Tischtennisplatte, Raucherecke, Mauer.

»Ich muss echt schneller werden«, sagte ich zu Kati, als wir unsere Runde über den Hof liefen und uns auf die Mauer setzten. Ich aß einen Riegel aus dem Automaten.

»Iih«, sagte Kati, »wie kannst du die nur immer noch essen?« Und sie erklärte mir wieder einmal, dass die Riegel dick machten und alles.

»Keine Ahnung«, sagte ich. »Hast du heute Zeit?«

»Ich muss doch diese Woche jeden Tag auf Merle aufpassen.«

»Ach so, ja, klar«, sagte ich und schob den Gedanken beiseite, dass es komisch war, wie wenig Zeit Kati auf einmal hatte.

»Und Samstag?«, fragte ich.

Kati schien über irgendwas nachzudenken.

»Samstag bin ich bei Sofia«, sagte sie, »sie hat ein paar Leute eingeladen zum Grillen oder so.«

»Vom Theater?«, fragte ich.

»Ja, kann sein, ich glaub, aus der Klasse auch.«

Kati und ich hatten schon so oft über Sofia gelästert, ich hatte nicht mal gewusst, dass zu Sofia gehen eine Option war.

»Das wird bestimmt langweilig«, schob Kati gleich hinterher, »und ich weiß auch nicht hundertpro, ob ich gehe. Aber falls sie was zum Stück besprechen.«

»Verstehe«, sagte ich.

Nach der Schule verpasste ich den Bus.

Ich verpasste ihn fast jeden Tag, weil er immer schon drei Minuten nach der sechsten Stunde abfuhr. Ich stellte mir oft vor, ich könnte so schnell rennen wie Lukas. Und würde jeden Tag den Bus erreichen. Auf Sportfesten Medaillen gewinnen. Niemand würde mich überholen und jeder würde wissen wollen, was mein Geheimnis war. Aber das war eben nur eine Vorstellung.

B-r-r-r-r-r. Schon wieder ein Tag vorbei. Mit der linken Hand fuhr ich über die Streben des Zauns, während ich mit der rechten Mikolajs iPod in meiner Jackentasche umklammerte, fast so, als könnte er sonst wegfliegen. Zu Hause angekommen, schob ich den iPod unter mein Kopfkissen, und da lag er dann erst mal – zusammen mit meiner heimlichen Verliebtheit – wie ein bescheuertes Geheimnis.

\*

Am nächsten Morgen auf dem Schulhof kamen Mikolaj und Esther auf mich zugehauert. Im ersten Moment freute ich mich ziemlich, dass sie mit mir reden wollten.

Aber dann sah ich Mikolajs Blick.

»Jemand hat Mikos iPod geklaut«, sagte Esther.

Eine Welle von Scham flutete durch mich hindurch. Ich kaute an meinen Nägeln und versuchte auszusehen wie jemand, unter dessen Kissen kein iPod lag. Ich dachte daran, wer ich war und das alles. *Vielleicht einfach ein schlechter Mensch.*

»Echt Scheiße«, sagte Esther, »die Teile sind arschteuer.«

»Sag Bescheid, wenn du was siehst, ja?«, sagte Mikolaj, und wie er das fragte, das machte mich fertig.

»Klar«, sagte ich.

Als ich nach Hause kam, schlief Mama noch und Markus schlief auch. Ich wusste nicht, wohin mit meiner Schuld und meinen bescheuerten Gedanken, also weckte ich Markus, nahm ihn auf den Arm und versuchte mich abzulenken mit seiner Wärme und seinem Geruch. Aber das klappte nicht und ich hielt es nicht aus.

Ich klopfte an Mamas Tür.

Als sie nicht antwortete, schaute ich vorsichtig hinein.

Der Fernseher lief.

»Ich hatte Nachtschicht, Charlie, ist es dringend?«, fragte Mama schläfrig.

In dem Moment wusste ich es. Wie sie schimpfen würde, wenn ich ihr von dem iPod erzählte.

»Ne, ist egal. Ich wollte nur sagen, dass ich jetzt da bin.«

»Und dafür hast du mich geweckt?«, sagte sie und ich schloss die Tür.

\*

Also machte ich mich auf den Weg zu Kati. Auch wenn sie auf ihren Hund aufpassen musste, konnte sie deswegen ja wohl trotzdem Besuch bekommen. Ich musste ihr einfach von dem iPod erzählen.

Pauline machte die Tür auf, Katis ältere Schwester.

»Charlie, was machst du denn hier?«, fragte sie. Da checkte ich es noch nicht.

»Ich wollte zu Kati«, sagte ich.

»Wer ist es denn jetzt schon wieder?« Jetzt kam auch Birgit, Katis Mutter, in den Flur.

Und erst als ich Paulines nervösen Blick bemerkte, schaute ich an ihr vorbei, ins Wohnzimmer.

Und da saßen sie.

Sofia und Kati. Saßen auf dem Sofa und schauten Fernsehen.

Frau Reichow hatte in Deutsch mal gesagt, jede Geschichte brauche einen Anfang, eine Mitte und ein Ende, aber meine Geschichte fühlte sich an wie ein einziges Ende.

In dem Moment schaute Kati zur Tür.

Und ich schaute weg.

Später konnte ich mich nicht mehr daran erinnern, wie ich da weggekommen war. Ob ich überhaupt etwas gesagt hatte. Kati hatte mich angelogen. Meine beste Freundin hatte mich angelogen. Weil ich komisch war. Weil ich die falschen Gedanken hatte, die zu den falschen Worten führten, die alles kaputt machten. Und weil ich zu still war und zu dumm und zu komisch und sowieso jeder nur von mir weg wollte. Ich hatte keinen Vater mehr. Und jetzt hatte ich auch keine beste Freundin mehr. Und ich schämte mich. Für alles, was ich war.

Mein achter Geburtstag war der erste Geburtstag ohne meinen Vater. Es war auch der erste Geburtstag, an dem ich meinen Papa »meinen Vater« nannte, weil meine Mutter ihn plötzlich »dein Vater« nannte (und manchmal auch einen Feigling). Und ich weiß, es hätte wegen dieser Umstände eigentlich ein trauriger Tag sein sollen, aber für mich war er ein glücklicher Tag. Mama hatte schon morgens die allerbeste Laune, als sie mich weckte, und als sie abends von ihrer Schicht wiederkam, strahlte sie sogar noch mehr. »Jetzt wird gefeiert«, sagte sie entschlossen und drückte mich an sich. Mein Kopf reichte ihr damals schon fast bis zur Schulter, das weiß ich noch genau, weil es dort eine Kuhle gab, in der ich meinen Kopf perfekt anlehnen konnte. An dem Tag roch sie mehr nach Parfum als nach dem Waschmittel auf dem Stoff ihrer Kleidung. Sogar Oma hatte angerufen und uns Glück verordnet: »Na, dann lasst es euch heute mal so richtig gut gehen!«

»Also, das lassen wir uns nicht zweimal sagen!«, hatte Mama verkündet und mir dabei zugezwinkert und auch, wenn ich damals noch nicht gut zwinkern konnte und jedes Mal beide Augen zuginen, zwinkerte ich zuversichtlich mit beiden Augen zurück. Wir waren Komplizinnen in dieser Sache. Mama hatte ihr schickstes Kleid angezogen und

Rouge aufgetragen und als ich im Bad neben ihr stand und sie bewundernd beobachtete, da drehte sie sich zu mir und fragte: »Willst du zur Feier des Tages auch mal ein bisschen?« Ich nickte ehrfürchtig. Ich weiß noch genau, wie der Pinsel roch und wie weich er auf meiner Wange war.

»Dann schieß mal los! Was werden wir essen?«, fragte sie so abenteuerlustig, als wären wir zwei Banditinnen, die ihren nächsten Überfall planten.

»Eis!«, befahl ich entschlossen. »Wir essen Eis!«

Und als uns nach dem Eis schlecht zu werden drohte, riss Mama ruckartig alle Fenster auf und ging zu unserer Stereoanlage.

»Wir müssen uns bewegen«, sagte sie. Sie legte eine CD ein und drückte auf Play. Auf eine festliche Geigenmelodie folgte ein lässiges Intro mit Gute-Laune-Beat, Klavier und Schlagzeug. *Come on Eileen*, sangen sie.

»Ich liebe dieses Lied«, sagte Mama und drehte die Lautstärke auf. »Dazu haben wir früher immer getanzt.«

Sie grinste mich verschwörerisch an und begann, vor dem Bücherregal auf und ab zu tanzen. Mama wusste immer irgendwie ganz genau, wie man tanzt. Ich grinste zurück und wippte mit dem Kopf, immer heftiger, bis mein Kopf den Rest meines Körpers in Bewegung brachte.

»In meiner Jugend«, ergänzte Mama und grinste noch breiter.

*In ihrer Jugend*, dachte ich und versuchte angestrengt, mir meine Mutter als Jugendliche vorzustellen. Aber auf jedem Bild, das ich mir von ihr machte, war sie meine Mutter. Sie hielt mir eine Hand hin und zog mich auf unsere Tanzfläche zwischen Regal und Sofa. Ich ließ mich mit-

ziehen und lächelte, stolz, dass meine Mutter, ausgerechnet mich zum Tanzen gebeten hatte, obwohl wir die einzigen beiden Personen im Raum waren.

»Mein großer Schatz, meine Geburtstags-Charlie«, sagte sie und drückte meine beiden Hände mit ihren, und ich wollte nicht, dass es jemals aufhörte. Mama hatte die coolsten Tanzschritte der Welt drauf. Wir machten eine Polonaise um den Tisch, die immer wilder wurde, bis wir gar nicht mehr schneller rennen konnten und uns lachend aufs Sofa fallen lassen mussten. Dann schauten wir noch die *Feuerzangenbowle* (das war Omas Lieblingsfilm und deshalb Mamas und deshalb meiner), obwohl es schon ganz schön spät war, denn es war schließlich mein Geburtstag und am Geburtstag war alles erlaubt.

»Spät? Ach was, heute gibt es kein Spät«, hatte Mama beschlossen und so aßen wir Chips aus einer knisternden Tüte, betranken uns mit Eistee und überboten uns im Sätze Vorhersagen.

»*Ackermann! Was haben Sie getrunken?*«, rief ich laut und freute mich, als Mama sich gespielt ärgerte: »Wie, das kam jetzt schon?«

Als wir langsam müde wurden, brachte ich Mama ins Bett. Die Idee war uns im Flur gekommen, weil ich doch jetzt schon so groß war, und wäre ich nicht glühend vor Freude gewesen, hätte ich vielleicht das bisschen Traurigkeit in ihren Augen sehen können, das sich langsam den Weg nach draußen bahnte. Ihr Bett war noch ganz kühl und als ich sie zudeckte, achtete ich sorgfältig darauf, die Decke auch um ihre Füße zu wickeln.

»Gute Nacht, mein großer Schatz«, sagte ich und gab ihr

einen Kuss auf die Stirn, aber ich musste dabei ein Kichern unterdrücken.

Mama betrachtete mich. Ihr Blick sagte so viele Sachen gleichzeitig, dass ich keine einzige davon entziffern konnte. Als ob man hundert verschiedene Sätze mit einem Stift auf ein Blatt in ein und dieselbe Zeile schreibt.

»Gute Nacht, mein liebes Geburtstagskind«, sagte Mama sanft.

»Träum schnell oder du bist morgen ganz müde«, sagte ich so, wie ich es seit Jahren zu hören bekam, mit gespielter Strenge.

»Jaaha«, sagte Mama gespielt genervt und zwinkerte mir zu.

Und bevor ich die Tür schloss, zwinkerte ich mit beiden Augen zurück.

Als ich in meinem eigenen kühlen Bett lag, summte mein ganzer Körper. Als ich Mama noch für ein paar Minuten durch die Wand schluchzen hörte, schob ich all meine Gedanken dazu beiseite. Ich dachte nicht darüber nach, dass Mama die gute Stimmung für mich vielleicht nur aufgesetzt hatte. Dass sie gar nicht wirklich vor Lebensfreunde gesprüht hatte. Dass es sie Kraft gekostet hatte, dieser erste Geburtstag als alleinerziehende Mutter, dieser erste Geburtstag ihrer Tochter ohne einen Vater. Und ich dachte schon gar nicht darüber nach, dass ich eine Belastung für sie sein könnte.

Stattdessen versuchte ich mich auf den schönen Tag zu zweit zu konzentrieren, während die Melodie von *Come on Eileen* in meinem Kopf in Dauerschleife spielte.

An meinem fünfzehnten Geburtstag traute ich mich kaum in die Schule. Und hätte mich jemand gefragt, was ich mir wünschte, hätte ich nur eine Antwort gehabt: dass ich aufhörte zu existieren.

Als ich das Klassenzimmer betrat, war das furchtbare Gefühl in meinem Bauch so schlimm, dass ich es kaum aushielt.

Am Tag nachdem ich bei Kati geklingelt hatte, hatte ich solche Bauchschmerzen, dass ich nicht in die Schule gegangen war. Aus dem einen Tag waren drei Tage geworden. Mama erzählte ich von alledem nichts. Einmal überlegte ich, Kati anzurufen, aber dann sah ich wieder alles vor mir: ihre Schwester, ihre Mutter, Sofia, und ließ es sein. Am Abend vor meinem Geburtstag war Mama misstrauisch geworden und ich konnte mich nicht länger vor der Welt verstecken.

Als Kati reinkam trafen sich unserer Blicke. Sie trafen sich nur kurz, wie die Blicke zweier Fremder, und trotzdem kamen alle Bilder wieder hoch. Und kurz dachte ich, dass ich was sagen könnte, aber ich traute mich nicht.

Ich wartete darauf, dass Kati sich neben mich setzte, damit wir endlich miteinander reden könnten. Aber sie lief an unserem Tisch vorbei und setzte sich ganz hinten neben Sofia.

Der Platz neben mir blieb leer.

Ich konnte nicht glauben, wie schnell das ging. Dass Kati und ich keine Freundinnen mehr waren. Ich hatte nie daran gezweifelt, dass unsere Freundschaft für immer halten würde, hatte nie in Erwägung gezogen, dass wir vielleicht zu unterschiedlich waren, hatte immer gedacht, dass es eben ein Zeichen von echter Freundschaft war, dass man nicht zusammengehörte, weil man zusammenpasste, sondern weil man zusammenhielt.

Ich kaute an meinen Nägeln, so sehr, dass es wehtat, und versuchte mit aller Kraft, nicht zu weinen.

»Sieht mega aus«, hörte ich Esther sagen.

»Ja, oder? Schau mal wie gerade.«

Kati hatte also ihre Zahnspange rausbekommen. Sie hatte jahrelang von diesem Tag gesprochen, und wir hatten uns immer vorgestellt, was wir dann machen würden, um es zu feiern. In die Arkaden gehen und ein neues Outfit kaufen. Fotos im Automaten machen. Über den Schulhof laufen und grinsen.

Meinen Geburtstag erwähnte keiner und da checkte ich, dass es alle immer nur gewusst hatten, weil Kati mir jedes Jahr einen Kuchen gebacken hatte. Auf dem Gang hielt ich den Blick auf die Fliesen gesenkt, um nicht auf die Linien zu treten.

In der großen Pause ging ich die Runde um den Hof zum ersten Mal allein. Vorbei an den Tischtennisplatten, wo gerade ein paar Jüngere Rundlauf spielten – selbst in der Siebten gewesen zu sein schien mir hundert Jahre her –, vorbei an der Raucherecke, wo ein paar aus den höheren Klassen standen – wenn ich erst mal in der Neunten wäre, würde ich

mir sicher nicht mehr diese ganzen bescheuerten Gedanken machen. Ich lief dann weiter schräg rüber bis zu den Bäumen vor der Turnhalle, setzte mich auf die Mauer und aß einen Riegel.

Genevieve steuerte auf mich zu. »Charlie, wenn du noch Karten fürs Sommertheater kaufen willst, dann musst du das heute machen.«

»Okay«, sagte ich, aber jetzt hatte ich erst recht keine Lust hinzugehen.

Ich ließ den Blick schweifen. Alle auf diesem Schulhof schienen zu wissen, was zu tun war. Als hätte jede und jeder von ihnen ein Drehbuch bekommen. Ein Drehbuch, das ich nie hatte lesen können. Da checkte ich es. Ich fühlte mich, als würde mein ganzes Leben hinter einer Glasscheibe ablaufen. Alles, was jemand zu mir sagte, jedes Mal, wenn mich jemand anlächelte, alles Traurige, Tragische, Lustige, Schöne, das sich vor meinen Augen abspielte, all das passierte hinter dieser Glasscheibe, durch die ich zwar sehen konnte, die mich aber von allem trennte. Egal, wo ich mich befand, egal, mit wem oder unter wie vielen Leuten, es war, als ob ich an nichts und niemanden rankam und niemand an mich. Als ob mich etwas Unsichtbares und Unüberwindbares von allem abschnitt.

Ich fragte mich oft, woher ich das hatte. Mama schien sich nie von allem abgeschnitten zu fühlen, sie war immer auf der richtigen Seite der Glasscheibe. Ob mein Vater deshalb so viel gelaufen war? Um auf die andere Seite zu kommen? Oder ob er es war, der mich auf der falschen Seite hatte stehen lassen, als er gegangen war, ohne die richtigen Worte zu finden.

Nach der Schule verpasste ich wie immer den Bus. Während ich wartete, schoben Sofia und Genevieve ihre Fahrräder an mir vorbei. Sie redeten über die Sommerferien.

»Seid ihr wieder bei deiner Tante in Florida?«, fragte Genevieve und ich tat so, als dachte ich an was völlig anderes, dabei hörte ich in Wahrheit ganz genau zu.

»Nee, wir sind in Paris, weil mein Vater da arbeitet«, sagte Sofia. »Ich liebe es, ohne Witz, alles dort ist schöner, das ganze Leben ist schöner. Die Leute, das Essen, einfach die Stimmung. Du bist wie neu, keinen interessiert es, was du machst, du bist wie unsichtbar.«

Ich weiß ehrlich nicht, warum es mich traurig machte, ihr zuzuhören, denn ich fand eigentlich, dass es irre klang, schöner und neu und unsichtbar in Paris.

B-r-r-r-r, schon wieder ein Tag um, schon wieder ein Schuljahr. Was, wenn ich für immer an meinem Leben vorbeiging wie an einem einzigen unendlich langen grünen Metallzaun?

Als ich nach Hause kam, rauchten Bets und Mama auf dem Balkon vor der Küche. Bets war unsere Nachbarin von untendrunter. Sie war oft bei uns, nannte jeden auf der Welt *Darling* und hatte tausend Geschichten zu erzählen. Mama nannte sie manchmal einen bunten Vogel, aber ich fand sie einfach nur nervig. Sie redeten über was Ernstes, ich konnte es an Mamas Haltung erkennen.

»Ich bin nicht die, die ich mal war, Darling«, hörte ich Bets sagen.

»Ich verstehe das so gut«, sagte Mama und ich wusste

nicht, was sie meinte. Manchmal sprach sie mit anderen, als ob auch sie eine andere Person wäre.

Auf dem Küchentisch lagen ein paar kleine bunte Päckchen. Daneben ein Brief mit vielen Stempeln und einer Handschrift, die ich höchstens zweimal im Jahr zu sehen bekam. Und ich fragte mich, wie das gehen konnte, zugleich Hoffnung und Enttäuschung zu spüren beim Gedanken an meinen Vater. Das war wie seine Jeansjacke zu tragen, gerade weil und obwohl sie mich an ihn erinnerte.

»Sag mal, das bleibt aber nicht die ganze Woche so heiß, oder?«, fragte Bets. »Ich hab da so eine Vorahnung.«

»Mindestens noch bis zum Wochenende«, sagte Mama. Es kille mich, wie sich Erwachsene über das Wetter unterhielten, als wäre es der Kleber, der die Welt zusammenhielt.

Dann bemerkten sie mich.

»Das Geburtstagskind«, rief Bets und streckte die Arme in die Luft, als hätte sie was gewonnen.

»Charlie, wie war es heute?«, fragte Mama, als sie mich bemerkte.

»Gut«, log ich.

»Was für einen Kuchen hat Kati dir dieses Jahr gebacken?«, sie wandte sich an Bets. »Letztes Jahr gab es Marmor.«

»Schoko«, log ich.

»Und was haben sie gesungen?«

Als ich nichts sagte und bloß stumm stehenblieb, drückte Mama ihre Zigarette aus, kam auf mich zu und umarmte mich. Es war anders als früher, weil wir inzwischen gleich groß waren und ihr Parfum plötzlich nicht mehr nach Geborgenheit roch, sondern nach Kopfschmerzen, und ich be-

kam von ihrer Umarmung Platzangst, und doch hatte ich das Gefühl, so sehr zu schwanken, dass ich gleich umfiel, also riss ich mich los und stieß Mama dabei von mir, verschwand in meinem Zimmer und legte mich schlafen und als ich ein paar Stunden später wieder aufwachte, war es stockfinster draußen und ich fühlte mich heiß und schwer und müde.

Ich stand auf, machte alle Lichter an, klick, klick, klick, öffnete mein Fenster, schlich in die Küche und wickelte Markus eine Tablette in ein Basilikumblatt. Dann legte ich mich wieder auf mein Bett. Von draußen hörte ich die Straße und von irgendwoher kam Gerede und Gelächter und ich stellte mir vor, wie auch ich da draußen saß, redend und lachend, aber es gelang mir nicht, weil ich nicht vergessen konnte, dass ich allein in meinem Zimmer lag.

Und ich dachte an die Zeit, als ich in Mamas Armen noch hatte abtauchen können, vollständig abtauchen, und wurde plötzlich sauer auf sie wegen ihrer fehlerhaften Umarmungen und im selben Moment überkam mich eine schreckliche Sanftheit, und es tat mir leid, dass ich so was dachte, und ich hasste mich und ich hasste meinen Kopf dafür, dass er so ein einsamer dunkler Ort geworden war.

Es klopfte.

Mama steckte den Kopf in mein Zimmer.

»Charlie, so geht das nicht weiter. Ich weiß ja bald gar nicht mehr, wie ich mit dir ... Bets hat auch gesagt, sie hat dich gar nicht wiedererkannt. Ich ... ich habe immer nur das Beste für dich ... ich wollte immer nur ...«

Sie schluckte und ich wusste, was das hieß, und ich kaute an meinen Nägeln bis auf die Haut.

»Lass mich einfach in Ruhe«, sagte ich, ohne sie anzusehen, aber da hatte Mama schon angefangen zu weinen, mit ihrem durch die Tür gesteckten Kopf in mein Zimmer zu weinen, und das machte mich so wütend, dass ich am liebsten nicht nur die Tür, sondern direkt die ganze Welt zugeknallt hätte.

»Hör auf zu heulen!«, sagte ich so laut, dass ich selbst erschrak, aber Mama weinte bloß noch mehr.

»Ich hasse dich und ich hasse mich und ich hasse alles und ich wünschte, ich wäre tot«, schrie ich, und in dem Moment, als meine Tür zuknallte, wusste ich, dass ich schon wieder etwas gesagt hatte, das ich nie mehr zurücknehmen konnte, etwas, das schon wieder alles kaputt gemacht hatte.

Mein Atem ging schnell. Mir war heiß und kalt gleichzeitig und ich wollte nichts als weg, ohne zu wissen, wohin. Ich ging ins Badezimmer, aber ich konnte die geblühten Fliesen hinter mir nicht sehen, sondern immer nur mich, einen Menschen, aus dessen Körper und Gedanken ich mich nicht befreien konnte.

Ich weinte so schlimm, wie ich in meinem Leben noch nicht geweint hatte, fiel auf mein Bett, schrie in mein Kissen, das ich umklammerte wie eine Ertrinkende, bis ich nicht mehr wusste, wo oben und unten war, bis ich auf etwas Kaltes stieß.

Mikolajs iPod.

Ich drehte am Rädchen und überflog die Auswahl.

Die ersten Songtitel las ich wie ein Gedicht:

*Fluorescent Adolescent, The future freaks me out,  
Lust for Love, Life on Mars?,  
Sky and Sand, Somebody told me, Supermassive Black  
Hole,  
Chasing Cars, Crystallized, Superstar,  
Change your Mind, Take Me Out, Just Dance,  
Lifestyles of the Rich and Famous,  
Hurt,  
Surrender,  
Wake me up when September ends,  
You and Me.*

Ich kramte meine Kopfhörer raus, stöpselte sie ein, setzte sie auf und drückte auf Play. Die Melodie von *You and Me* killte mich sofort. Nach ein paar Gitarrenakkorden konnte ich alles vor mir sehen: Mikolaj mit FUCHS und seiner Gitarre auf der Bühne in der Aula, wie er seine Haare aus der Stirn schüttelt, ich im Publikum, als Einzige im dunklen Saal angeleuchtet. Unsere Blicke treffen sich, als wären wir die einzigen beiden Wachen unter Hunderten Schlafenden.

*All of the things that I want to say just aren't coming out right,* singt er.

»Bei mir auch nicht«, rufe ich.

*And I don't know why, but I can't keep my eyes off of you,* singt er.

»Ich auch nicht«, rufe ich.

»Hinten im Bus, da warst du immer die Sonne für mich, Charlie«, sagt er.

Ich riss mir die Kopfhörer aus den Ohren.

Als ob ich jemals auf diese Weise jemand für jemanden sein würde.

Das einzig Schöne in meinem Leben fand in meinen Gedanken statt.

Ein iPod und Mikolaj.

Jetzt hatte ich schon zwei bescheuerte Geheimnisse.

Mama.

Warum sagte ich jemandem, den ich liebte, dass ich ihn hasste?

Warum sagte ich Sätze, die gar nicht stimmten?

Markus.

Ich nahm ihn in den Arm.

Er war warm und roch nach Heu.

»Tut mir alles so leid«, flüsterte ich und schwor mir, mich nie wieder so zu fühlen wie an diesem Tag.

Dann bemerkte ich das Halskratzen.

Insgeheim hoffte ich, ich wäre morgen krank, mit einer richtigen Halsentzündung, sodass ich nie wieder in die Schule musste. Aber wahrscheinlich war das Kratzen nur die Summe aller Worte, die mir mein Leben lang im Hals steckengeblieben waren.

Ich dachte daran, wie Bets auf dem Balkon zu Mama gesagt hatte *Ich bin nicht mehr die, die ich mal war*. Was für ein peinlicher Satz. Aber vielleicht, dachte ich leise in einem Hinterzimmer meiner Gedanken, gab es das wirklich, eine Chance, dass auch ich eines Tages nicht mehr die sein musste, die ich war.

Dann schaltete ich noch *Liebe auf Umwegen* ein, aber ich hörte nicht richtig hin. Dafür waren meine Gedanken zu laut.

Den letzten Schultag vor den Sommerferien nahm ich wahr wie einen stummgeschalteten Schwarz-Weiß-Film.

Meine Hand am Zaun.

Mikolajs zerzauster Hinterkopf im schaukelnden Bus.

Die Bücherrückgabe im Sekretariat und der Ventilator neben Frau Schröpp, der bei jeder Runde ihren grauen Pony ein Stück zur Seite blies.

Wie Frau Reichow die Zeugnisse austeilte und ihr mitleidiger Blick, als sie an meinem Platz ankam.

Wie Kati und Sofia einen Lachkrampf hatten.

Dass ich zu Frau Knubben musste.

Das kurze Sommergewitter, das über den Schulhof hereinbrach.

Die Schlussklingel.

Die grelle Sonne, als ich auf den Hof trat.

Diese verdammte Glasscheibe, durch die ich alles –

»Entschuldigung, weißt du, wo der 140er fährt?«

Ein gut gelaunter Junge schob sich in mein Blickfeld. Er war groß und blond und ich hatte ihn noch nie gesehen.

»Da vorn, aber man schafft den eh nie«, sagte ich, aber da setzte der Junge schon zum Sprint an.

»Kommst du?«, rief er.

Ich lief ihm hinterher. Ich dachte gar nicht darüber nach. Ich lag natürlich irre weit zurück und keuchte übel. Mein Rucksack rutschte mir in die Ellenbeugen. Mein linker Schnürsenkel löste sich, weil ich mit dem rechten Fuß darauf trat, und ich wollte gerade aufgeben, da sah ich, dass der Junge die Tür vom Bus für mich aufhielt, ehrlich wahr, er hielt von innen sein Bein und seinen Arm in die Tür.

Ich erwischte gerade noch so die Stufe.

»Das schafft man ja echt kaum!« Er grinste und sein Grinsen war hell.

Ich keuchte immer noch.

Der Junge hatte klare Gesichtszüge wie einer, der immer den Weg wusste, und wache Augen wie einer, der durch alles hindurchschauen konnte, durch alles Rauschen und alle Schichten, bis zum Kern. Er war locker einen Kopf größer als ich, und ich schätzte, dass er mindestens fünf Jahre älter sein musste.

Wir schauten uns nur kurz an, er und ich, aber es kam mir vor, als wäre es zum ersten Mal in meinem Leben ein Vorteil, dass ich auf Zeitlupe gestellt war. Etwas an ihm kam mir bekannt vor, beinahe so, als ob er mich an was erinnerte, das ich mal gewusst, aber vergessen hatte.

Als ich mich auf einen Platz fallen ließ und rausschaute, fühlte ich einen komischen Anflug von Hoffnung, als hätte jemand den stummen Film wieder laut gedreht, als wäre alles Schwarz-Weiße plötzlich wieder in Farbe, als hätte ich alles Schamvolle und Schmerzhaftes, was bis zu diesem Moment in meinem Leben passiert war, alles Falsche, was ich je gesagt hatte, alles, was mir je kaputtgegangen war, auf einen Schlag vergessen. Aber es hielt bloß eine Sekunde, dann wurde es wieder grau.

Und auch wenn das nur ein normaler Moment zwischen normalen Momenten war und ich an dem Tag natürlich null wissen konnte, wer dieser Junge mal für mich sein würde, und auch, wenn ich Leute wie Bets mit ihren ewigen Vorahnungen nicht abkonnte, hätte ich schwören können, dass da was in der Luft lag zum Thema er und ich.

Und irgendwie, irgendwie habe ich es vielleicht sogar gewusst.

\*

Am Nachmittag bummelten Mama und ich durch die Südstadt-Arkaden. Das machten wir oft, dann schauten wir nach guten Angeboten und bewunderten teuren Schmuck in den Schaufenstern des Juweliers und spielten: »Wenn du eins geschenkt kriegen würdest, welches würdest du nehmen?« Ich folgte Mama durch die Läden und sie hielt bunte T-Shirts hoch und sagte dazu Dinge wie: »Vierzig Prozent runter.«

Für mein Zeugnis durfte ich mir jedes Jahr was Besonderes aussuchen, selbst wenn die Noten nicht so gut waren. Hauptsache, ich blieb nicht sitzen.

»Charlie, ich bin der Meinung, du brauchst eine neue Jacke«, sagte Mama in einem Laden mit grellem Licht und lauter Musik.

Ich sah mich im Spiegel an. In der Jeansjacke meines Vaters sah ich auch jetzt noch aus wie ein Kind, das mit den Sachen seiner Eltern Verkleiden spielte. Aber ich hing an der Jacke. Auch wenn ich wusste, dass sie Mama ein Dorn im Auge war. Vielleicht gerade deshalb.

»Weiß nicht«, sagte ich also und Mama versuchte es nicht weiter.

Später aßen wir noch ein Spaghettieis im Café beim Brunnen, genau unter der Kuppel in der Mitte der Arkaden. Und ich dachte daran, was Kati über die Riegel gesagt hatte, dass sie dick machten. Da legte ich den Löffel zur Seite. Vielleicht wäre es besser, ich würde mein Eis nicht aufessen. Der Tag war grau, und das Licht, das durch die Kuppel schien, wirkte genauso grau, fast weiß, fast unwirklich, als ob über der Kuppel bloß eine weitere Kuppel war.

»Hast du die neuen Folgen gesehen?«, fragte Mama. Wenn wir nichts zu reden hatten, hatten Mama und ich immerhin *Liebe auf Umwegen*.

»Wo Giovannis Bruder ins Gefängnis kommt?«, fragte ich.

»Ich hatte neulich erst noch eine alte Folge gesehen, zufällig, wo er rausfindet, dass er überhaupt einen Bruder hat«, sagte Mama oder so was in der Art, ich hörte nicht mehr zu, denn vom Café aus sah man bis hinüber zum Reisebüro und ich bewunderte die riesengroßen Plakate von leuchtenden Luxuskreuzfahrtschiffen und Palmen an weißen Stränden.

»Wie war eigentlich dein Gespräch mit Frau Knubben?«, fragte Mama. Ich zuckte die Schultern und hielt in Gedanken am anderen Ende der Welt meine Füße ins türkisfarbene Wasser.

»Helen?«, sagte in dem Moment eine grelle Stimme.

»Petra?«, sagte Mama.

Petra war Mamas Kollegin aus dem Krankenhaus und die beiden kamen sofort mächtig ins Schwatzen über Über-

stunden und Chefärzte. Petras Tochter war auch dabei, sie war so ziemlich in meinem Alter, und wir mussten beide ganz schön verloren gewirkt haben, wie zwei Hunde an der Leine. Wir saßen so nah am Brunnen, dass ich den Boden sehen konnte, und ich staunte nicht schlecht über die ganzen Münzen, die andere Leute hineingeworfen hatten, Münzen, die im Wasser glitzerten. Was ich mir davon alles wünschen könnte. Für jede Münze einen Wunsch.

Gerade da sagte Petra viel zu laut: »Ja, ja, die Pubertät ist eine schwere Zeit für uns Eltern. Wie ist das denn für deinen Mann?«

»Er tut sein Bestes«, log Mama und ich spürte den Stich, den sie im Bauch fühlen musste, in meinem.

»Meiner hält sich da raus«, sagte Petra, »aber muss man durch.«

»Na, wir habens ja hoffentlich bald geschafft«, sagte Mama.

Da guckten Petras Tochter und ich uns an wie zwei begossene Pudel.

Auf dem Rückweg klemmte das Autofenster, es ging nur einen Spaltbreit auf, gerade weit genug, um meine Hand durchzustecken.

»Kreuzfahrten sind teuer, oder?«, fragte ich.

»Wie kommst du darauf, mein Schatz?«

»Weiß nicht.« Ich dachte an Markus und ans Wegsein und Woanderssein und an die große, weite Welt.

»Dafür müssten wir schon im Lotto gewinnen, um uns das leisten zu können.«

Fast immer, wenn ich Radio hörte, morgens oder mit Mama im Auto, kamen Gewinnspiele, aber ich rief nie an,

selbst wenn ich die Antwort wusste. Jetzt bereute ich es, all die Gewinne, die ich in meinem Leben nicht gewonnen hatte, bloß weil ich nie irgendwo anrief.

»Ich glaube auch nicht, dass ich so lange frei bekommen könnte.«

»Wir müssten ja gar nicht lange weg, nur ein paar Tage.«

Ich streckte die Hand aus, fast so, als würde ich den vorbeiziehenden, grauweißen Kuppelhimmel berühren können, und fragte mich zum hundertsten Mal, ob es vielleicht gar nicht der Himmel war, der an mir vorbeizog, sondern in Wahrheit ich an ihm vorbeizog, an einem Himmel, der schon immer da gewesen war und für immer bleiben würde, einem ewigen Himmel, der von mir gar nichts wusste. Wie dumm es war, sich von ihm irgendetwas zu erhoffen.

»Und du weißt doch«, sagte Mama, »wer verweist, rennt weg. Auch wenn man ans Ende der Welt fährt, man nimmt sich ...«

»... selbst doch immer mit, ich weiß.«

Als wir ankamen, stieg ich aus und ging, ohne etwas zu sagen, zu dem kleinen Laden in unserer Straße. Die Glocke bimmelte und der dicke Mops in der Ecke bellte.

»Halt die Schnauze, Rakete!«, motzte Doug, der Besitzer. Der Laden hieß eigentlich CITY KIOSK, aber Oma hatte ihn irgendwann mal *Amerika* getauft, weil drinnen alles zugeklebt und vollgestellt war mit Amerika-Deko, Flaggen, Dollarscheinen, Route-66-Plaketten, glitzernden Miniaturen von der Freiheitsstatue und so weiter. Und das war eben wegen Doug, weil ihm Amerika ultrawichtig war.

»Einmal Lotto, bitte«, sagte ich und bemitleidete den Mops, der jetzt angestrengt röchelte.

»Mit Superzahl?«, fragte Doug und rückte seine blaue Kappe zurecht. *New York* stand da drauf. Doug war ziemlich groß und breit und hatte einen wilden Bart. Ich wusste, dass er eigentlich Detlef hieß, alle wussten das, genauso wie alle wussten, dass er Dreck am Stecken hatte und meistens eine viel zu komische Laune.

»Okay«, sagte ich, legte ein paar Münzen auf den Tresen und nahm den rosafarbenen Schein.

Doug beobachtete mich beim Ausfüllen.

»Man darf nie echte Zahlen nehmen«, sagte er, »wissen die wenigsten, aber woher soll der Zufall denn wissen, wann Oppa Geburtstag hat? Mit zufälligen Zahlen ist man näher am Zufall, wenn du weißt, was ich meine.«

Doug erzählte ziemlich viel dummes Zeug und ich fragte mich, ob er wusste, was die Leute über ihn redeten. Einige aus der Nachbarschaft behaupteten, dass er in Amerika schon im Gefängnis war wegen Geldwäsche oder so, andere waren sich sicher, das sei alles gelogen, die Geschichten über Amerika, und dass er in Wahrheit aus Rostock kam.

»Und was machen wir Schönes mit dem Geld?« Doug lachte komisch.

»Weiß nicht«, sagte ich, schob ihm den Zettel hin und dachte, dass es einfach schön wäre, mal was zu gewinnen. Egal, was eigentlich. Egal, wie viel eigentlich. Das ist schon alles.

Wenn ich gewinnen würde und Mama mit einem Urlaub überraschen könnte, würde sie sicher merken, dass es sich manchmal lohnte, ans Ende der Welt zu fahren.

»Die Wahrscheinlichkeit, im Lotto zu gewinnen, ist üb-

rigens circa eins zu einer Milliarde«, rief er mir hinterher, aber da hörte ich das Bimmeln der Glocke, das Bellen des armen Mops und wie Doug ihm sagte, er sollte die Schnauze halten, nur noch aus der Ferne.

**A**m ersten Tag der Sommerferien ging ich nachmittags bei Marilene vorbei. Und auch wenn ich erleichtert war, nicht in die Schule zu müssen, fühlte ich mich nicht wirklich leichter. Marilene war meine Freundin aus dem Kindergarten und ich weiß ehrlich gesagt nicht genau, was ich noch bei ihr wollte. Unsere Mütter waren befreundet und wir hatten früher oft die Sommerferien zusammen verbracht, als wir noch Nachbarn waren, doch seitdem Mama und ich in ein anderes Viertel gezogen waren, hatten wir uns nicht mehr viel zu sagen, sie und ich, und ich fand, dass Marilene ganz schön merkwürdig geworden war.

Früher hatte ich ihre Familie oft bewundert. Bei Marilene gab es in den Ferien von ihrer Mutter aufgeschnittene Wassermelone und einen Golden Retriever und einen Bruder und eine Schwester, die immer was zu erzählen hatten von Orchesterfahrten oder Sportwettbewerben und ihre Eltern waren immer gut gekleidet. Irgendwann hatte Mama mal gesagt, dass die wohl »auch ihre Probleme hätten«, und das hatte mich auf eine komische Weise erleichtert.

Marilenes neues Haus war weiß mit grünen Fensterläden und es gab Bäume und Blumen und eine Einfahrt aus Kies und einen Briefkasten am Eingang, der nur für die Familie von Marilene war, und als ich jetzt an genau diesem Brief-

kasten ankam, sah ich, wie ihre Eltern Koffer ins Auto räumten. Sie winkten freundlich und begrüßten mich wie immer. Marilene saß mit einem Strohhut auf dem Kopf auf dem Rücksitz und rief durch das offene Fenster: »Wir fahren ans Meer, Charlie, hatte ich dir das nicht gesagt?«

Der Golden Retriever kam auf mich zugelaufen und ich hockte mich hin und kraulte sein Fell.

»Ach so«, sagte ich und überlegte, ob ich sagen sollte, wie egal mir das war, weil wir uns ja sowieso nichts mehr zu sagen hatten. Ich stand wieder auf und warf einen Blick ins Auto und sah, dass Marilene ihrer kleinen Schwester gerade Zöpfe flocht.

»He, Johanna«, sagte ich.

»He, Charlie«, sagte sie, und ich war nicht neidisch oder so, ich dachte nur kurz daran, wie es sein musste, wenn einem jemand die Haare flocht.

»Wo ist Vincent?«, fragte ich.

»Noch Trampolin springen«, sagte Marilene. »Wie ist dein Zeugnis dieses Jahr?«

»Gut«, sagte ich, obwohl es nicht stimmte. »Und deins?«

»Ich habe ne Eins in Englisch, das hatte ich noch nie.«

»Da kannst du echt stolz drauf sein.«

»Na klar, bin ich.«

»Cool«, sagte ich und schob meinen rechten Schuh durch den Kies, so oft, bis eine dunkle Linie aus Erde zu sehen war. Meine Haare waren sowieso zu kurz, um sie zu flechten.

»Was gibts sonst Neues?«

»Nichts eigentlich.«

»Du kannst ja vorbeikommen, wenn wir zurück sind«,

sagte sie. Und das machte mich traurig, obwohl es sicher gut gemeint war.

»Ja, vielleicht«, sagte ich, aber ich hatte nicht vor, sie in diesen Ferien oder sonst jemals wiederzusehen.

\*

Auf dem Heimweg ging ich Richtung *Amerika*. Wegen Eis-tee. In unserer Straße war es ruhig. Überhaupt wirkte unsere Gegend in den Ferien immer wie ein leerer Parkplatz, ein Ort, an dem man nur blieb, um zu warten, bis alle anderen wiederkamen. Von Weitem sah ich die Zwillinge aus der B, die auch bei uns im Haus wohnten. Sie hatten bauchfreie Tops an und standen bei Doug vor der Ladentür rum und ich lief extra langsam, um ihnen nicht begegnen zu müssen. Ich hätte sowieso nicht gewusst, was ich sagen sollte.

Ich schaute hoch. Der Himmel sah aus wie ein Mosaik aus Glas, unwirklich schön und unwirklich still. Es war gar nicht so, dass ich es dringend jemandem erzählen wollte, aber wenn jemand da gewesen wäre, hätte man es sicher gut erzählen können, das ist schon alles.

Dann waren die Zwillinge weg und die Glocke bimmelte und der Mops bellte, als ich die Tür zum Laden aufdrückte. Doug trug wieder eine Kappe, die er verkehrtherum aufgesetzt hatte, diesmal mit Tarnmuster. Ich schob mich durch die Regale zum Kühlschrank. Der Laden war bis obenhin vollgestopft, neben Getränken und Zigaretten gab es auch noch ein paar Lebensmittel, Äpfel, Reis, Shampoo, Müllbeutel. Und viel Kleinkram, Feuerzeuge, Handyhüllen, Schlüsselanhänger.

»Du schon wieder!« Doug lächelte, und obwohl es sicher freundlich gemeint war, traute ich ihm nicht. »Noch gar nicht auf dem Weg in den Urlaub wie all die Sonnenanbeter?«

Ich schüttelte den Kopf.

»Und wohin gehts?«

»Paris«, log ich.

»Wow.« Er nickte, beeindruckt von meiner Lüge, und ich nickte beeindruckt zurück.

»Ich bleib hier. Balkonien«, sagte er. »Wenn die ganzen Snobs mit ihren Autos weg sind, ist das sowieso das Beste.«

»Pfersich ist leer«, stellte ich fest.

»Du trinkst das Zeug echt immer noch?«, fragte er kopfschüttelnd. »Ich dachte, du kommst irgendwann drauf, dass Zitrone das einzig Wahre ist.«

Ich nickte, obwohl ich Zitrone hasste.

»Zitrone ist richtig gut und Pfirsich schmeckt wie Spülmittel«, sagte er, während ich mein Geld rauskramte, »nur gescheiterte Existenzen finden Pfirsich ernsthaft besser.«

»Total«, sagte ich, nahm meine Dose und ging.

**I**n den Ferien erwischte es auch Mama: Sie hatte keinen Appetit.

Ich sah mich schon Tabletten für sie in Basilikum wickeln, aber Mama betonte, dass es ihr an sich so gut gehe wie nie. Sie arbeitete viel und wenn sie zu Hause war, verschwand sie oft in ihrem Zimmer. Manchmal, wenn wir mit dem Auto zum Einkaufen fahren, bestand sie nicht wie sonst darauf, das Radio auszuschalten, sondern drehte einmal sogar lauter. Es war nicht so, dass ich das doof fand, das nicht. Es war nur seltsam, das ist schon alles.

Meistens schlief ich zu lange und wenn ich nachmittags aufwachte, versetzte es mir einen Stich, wenn ich daran dachte, dass Sofia jetzt in Paris war und Marilene mit ihren Geschwistern am Meer.

Ich schaute Wiederholungen von *Liebe auf Umwegen*, aber jedes Mal, wenn es um Liebe ging, zappte ich weg wegen Mikolaj, und jedes Mal, wenn es um Freundschaft ging, zappte ich weg wegen Kati, womit mir nur noch Szenen über Giovanni, den Bösewicht, und seine fiesen Intrigen blieben, aber das war mir egal. Danach spielte ich Markus ein paar Lieder von *Hot Fuss* vor und versprach laut in mein Zimmer, das mit dem iPod so bald wie möglich in Ordnung zu bringen. Meist bemerkte ich erst spät, dass ich

vergessen hatte, etwas zu essen, und dann dachte ich, dass das vielleicht das Gute daran war, traurig zu sein, dass man dünner wurde, und vielleicht würde mich Kati dafür bewundern, wie sie Sofia bewunderte, aber dann schob ich mir doch eine Tiefkühlpizza in den Ofen. Nicht mal im Hunger haben war ich gut.

Abends legte ich mich manchmal für eine Weile auf den Balkon und starrte in den Himmel. *Da draußen ist irgendwo das Leben*, dachte ich dann und fragte mich wohl zum hundertsten Mal, wer ich eigentlich war und das alles. *Vielleicht jemand, an dem das Leben vorbeizieht*. Und so wiederholten sich die Tage wie meine bescheuerten Gedanken, wiederholten sich wie die Farben und die Wolken am Himmel, und ich fühlte wenig, außer der leisen Gewissheit, dass ich meine Zeit verschwendete.

\*

Dann kam uns meine Oma besuchen und wir unternahmen etwas nur zu zweit, sie und ich. Zuerst gingen wir zu Doug nach *Amerika*.

»Na, schon den Millionen-Jackpot kassiert?«, brummte Doug und ich bemitleidete ihn ein bisschen. Oma sah mich neugierig an.

Ich schüttelte den Kopf. Ich hatte keine einzige Zahl richtig gehabt. Mama hatte ich nichts davon erzählt, um ihr nicht das Gefühl zu geben, dass ich unbedingt weg wollte, auch, wenn es stimmte. Und ich fragte mich, ob es im Leben vielleicht am Ende bloß darum ging, jemanden zu haben, dem man den Himmel zeigen konnte, wenn er schön

war, und dem man sagen konnte, wenn man etwas gewonnen oder verloren hatte.

Am Nachmittag setzten wir uns in die Bäckerei in unserer Straße, da gab es ein paar nette Tische, an denen man einen guten Blick hatte auf unsere Gegend. Wir suchten uns die größten, unmöglichsten Tortenstücke aus, die sofort umfielen, als die Verkäuferin sie auf unsere Teller schob, so hoch waren die.

»Was beschäftigt meine Enkelin denn in letzter Zeit?«

»Nicht viel«, sagte ich und beobachtete den Sommerhimmel, der keine einzige Wolke hatte. »Ist es nicht komisch, dass man mit seinen Gedanken immer allein ist? Egal, wie viel man sagt, egal, wie viel einer fragt, in seinem Kopf ist man immer allein.«

»Unsere Charlie ist eine Philosophin.«

Oma sah mich liebevoll an, aber ich wusste nicht, was ich sagen sollte, wenn mich jemand so ansah.

»Bets hat Doug neulich mit einer fremden Frau gesehen«, sagte ich deswegen.

»Echt wahr?«, sagte Oma.

»Echt wahr.«

»Und weiter? Wer ist die Frau?«, fragte sie neugierig.

»Das weiß ich leider nicht«, gab ich zu. »Aber Bets hatte eine von ihren Vorahnungen, weil die Frau einen Kinderwagen geschoben hat, und dann sind sie und Doug in ein Auto gestiegen.«

»Ist das möglicherweise sein Kind?«, wollte Oma wissen und da schaute ich sie zum ersten Mal, seit sie da war, in Ruhe an. Ich bewunderte das blaue Seidentuch, das sie sich

um den Hals gebunden hatte. Sie war genauso schön wie Mama, aber herber und gleichzeitig heiterer. Die Haare trug sie immer sorgfältig frisiert und obwohl sie Falten hatte, war sie mir noch nie alt vorgekommen. Ich glaube, das lag an ihren Augen, die jung waren und wach.

»Ich weiß nicht«, sagte ich.

»Und wie geht es Kati? Ist sie verreist?«

Ich schwieg.

»Also, meine Torte ist übrigens prima«, sagte Oma zufrieden, »ganz prima.«

»Ja«, sagte ich, »meine auch.«

Eine Weile aßen wir schweigend.

»Mama glaubt, dass Bets vielleicht süchtig ist.«

»Sag bloß!« Oma riss die Augen auf und ich liebte ihre Mimik, weil sie mir das Gefühl gab, jeder Satz sei der wichtigste Satz der Welt. »Wonach?«

»Das wissen wir nicht. Aber es ist doch komisch, dass noch keiner von uns in ihrer Wohnung war.«

Oma nickte nachdenklich.

»Und Markus hat Magenprobleme, er muss immer noch Tabletten nehmen und wir müssen aufpassen, dass er sich genug bewegt und alles.«

»Vielleicht muss er einfach mal raus! War Markus schon mal in *Amerika*?«, fragte Oma und da musste ich lachen, weil das so komisch klang.

»Nee.«

»Vielleicht würde ihm das guttun, mal was anderes zu sehen von der Welt«, sagte sie und ich wusste nicht, wie ich ihr sagen sollte, dass ich genau daran andauernd dachte, ans Rauskommen.

»Ja, vielleicht ...«, sagte ich, »vielleicht würde ihm auch eine Kreuzfahrt guttun oder Paris.«

Ich schaute aus dem Fenster und dachte an die letzten Wochen, den Streit mit Mama an meinem Geburtstag, das Gespräch mit Frau Knubben und daran, wegzuwollen, ohne zu wissen, wohin.

»Man kann hier prima Menschen beobachten«, sagte Oma nach einer Weile und schaute mir bedeutungsvoll in die Augen, »seine Menschenkenntnis schärfen.«

»Ja«, sagte ich, sah aber nur eine einzige Frau auf der Straße und die war leider schon ziemlich weit weg, aber ich versuchte trotzdem, sie zu beobachten und meine Menschenkenntnis zu schärfen.

Am Abend gingen Oma und ich in die Oper. Es war Omas Geburtstagsgeschenk für mich. Mama musste arbeiten, aber ich fand es schön, dass Oma und ich so viel Zeit miteinander hatten.

Sie musste gespürt haben, dass ich mich in meiner Jeansjacke unter all den elegant gekleideten Menschen unwohl fühlte. Liebevoll band sie mir ihr blaues Tuch um und sagte beeindruckt: »Schick, schick.«

Als das Orchester anfang, spürte ich, dass es schwer sein musste, was sie spielten, aber es berührte mich nicht, ich hätte lieber die Musik von Mikolajs iPod gehört. Ich wurde müde und wäre beinahe eingeschlafen und konnte es nicht fassen, dass so viele Menschen hierhergekommen waren.

Ich wollte Oma gerade anstupsen und ihr sagen, wie langweilig ich es fand, da sah ich ihr Profil, ihr faltiges liebes Gesicht, sie lächelte selig. Es rührte mich und ich schämte

mich, dass mir langweilig gewesen war, und versuchte, mit ihren Augen zu sehen, was auf der Bühne passierte, und mit einem Mal fand ich es ganz wundervoll und die Klänge ganz berührend. Und als der Applaus kam, da stand Oma auf und rief ein paarmal ganz laut »Bravo« und obwohl ich das peinlich fand, hätte ich weinen können, so lieb hatte ich sie in diesem Moment und ich wünschte mir noch Tausende Abende in der Oper mit ihr.

»Diese Stimmen sind unglaublich, oder?«, sagte sie, als wir die Treppen ins Foyer nahmen. Ich hakte mich bei ihr unter.

»So was Schönes habe ich noch nie gehört«, stimmte ich ihr fröhlich zu.

Als wir uns am nächsten Tag auf dem Bahnsteig umarmten und ich ihr das blaue Tuch zurückgeben wollte, da schenkte sie es mir mit einem Zwinkern, küsste mich auf die Wange und da wusste ich schlagartig, dass Blau meine Lieblingsfarbe war und schon immer gewesen sein musste, und als wir zusammen ihren Koffer in den Zug hoben, lehnte sie sich ganz nah zu mir und flüsterte: »Du bist ein tolles Mädchen, Charlie. Lass dir von keinem was anderes sagen, sonst kommt deine alte Oma und zeigts denen.«

»Okay«, sagte ich, und die Türen gingen zu, aber ich wandte den Blick nicht von ihr ab, und als der Zug sich in Bewegung setzte, wurde mein Herz ganz furchtbar weich, und da bereute ich so vieles von dem, was ich war, aber am allermeisten, dass ich oft in Gedanken nicht da war, wo ich mich gerade befand. Und trotzdem, als ich auf dem Heimweg Omas blaues Tuch im Wind flattern sah, hatte ich das

Gefühl, ein paar meiner bescheuerten Gedanken am Bahnhof gelassen zu haben und dass wenigstens für den Moment alles ein bisschen leichter war.

Und dann kam der Italiener. Mama war nach meinem Vater nie mit einem Mann zusammen gewesen, zumindest mit keinem, über den wir sprachen, keinem, dessen Namen ich mir hatte merken müssen, und vielleicht war es naiv gewesen, dass ich nicht auf dem Schirm hatte, dass es eines Tages jemanden geben könnte, jemanden, der einen Namen hatte.

Und wäre der Tag, an dem der Italiener kam, ein Kinofilm, dann wäre die erste Szene, wie ich nichtsahnend in der Küche eine Tiefkühlpizza in den Ofen schiebe und Mama plötzlich in ihrem schicksten Kleid und mit zusammengebundenen Haaren hinter mir steht und feierlich fragt: »Was hältst du davon, wenn wir mal zum Italiener gehen, du und ich?«

Und ich frage: »Ist was passiert?«

Und Mama sagt: »Ich will einfach nur ein bisschen Zeit mit meiner Tochter verbringen.«

Schnitt.

Die zweite Szene wäre dann, wie wir beim Italiener eine Speisekarte in die Hand gedrückt und einen Korb mit Brot hingeschoben bekommen, in einem rot-schwarz eingerichteten, in die Jahre gekommenen Restaurant, das leer ist bis auf eine Frau, die in der Ecke Kaffee trinkt, und einen Kell-

ner, der hinter der Theke beschäftigt ist. Er trägt ein schwarzes Hemd und hat halblange graue Haare. Und meine Mutter sagt wie eine Schauspielerin, die eine Mutter spielt: »Mensch, die haben eine tolle Auswahl, da ist wirklich für jeden was dabei. Hast du dir schon was Schönes ausgesucht?«

Und der Kellner im schwarzen Hemd kommt hinter der Theke hervor und zu uns an den Tisch und fragt wie ein bescheuertes Echo: »Haben Sie sich schon etwas Schönes ausgesucht?«

Schnitt.

In der dritten Szene sitzt Mama vor einem dampfenden Teller Carbonara und ich vor einem schmelzenden Spaghettieis, während ich versuche zu verstehen, was los ist, bis Mama aus heiterem Himmel sagt: »Eigentlich, also eigentlich, Charlie, will ich dir jemanden vorstellen.«

Schnitt.

In der vierten Szene schaue ich zur Tür, aber keiner kommt rein und keiner geht raus.

Schnitt.

Mama schaut nicht zur Tür, sie schaut *hoch*. Ich folge ihrem Blick, aber alles, was ich sehe, ist, dass der nervige Kellner schon wieder an unserem Tisch steht, der Mann im schwarzen Hemd.

Und da sehe ich ihn das erste Mal richtig an.

Er hat ein Gesicht zum Vergessen, und er lächelt nervös. Auch Mama lächelt nervös. Und dann passiert etwas, das ich lieber nicht beobachtet hätte und das ich auch nicht kommen sehe, was mir keiner vorwerfen kann, weil so etwas in Restaurants normalerweise nicht passiert, schon gar

nicht bei uns in der Gegend: Der komische Kellner setzt sich zu uns, setzt sich neben meine Mutter auf die Sitzbank und legt allen Ernstes seine Hand auf Mamas Hand, seine nervöse, komische, zum Vergessen gemachte Hand auf die sanfte, sommersprossige, schöne Hand meiner Mutter.

Und dann zoomt die Kamera auf die beiden Hände, immer näher und näher und näher, bis das Bild immer körniger wird und man Muttermale sehen kann und Adern und kleine Härchen und die Haut von ganz nah. Dazu spielt im Hintergrund *Ti Amo* von Umberto Tozzi, er singt es immer wieder und immer lauter »*Ti amo, ti amo, ti amo*« und jedem im Kino wird klar, dass das hier alles gleichzeitig ist: ein Krimi, ein Horrorfilm und ein Familiendrama.

Schnitt.

Ich, die aussieht, als hätte sie eine schlechte Nachricht bekommen, und die schlechte Nachricht wäre dann –

»Das ist jetzt also der Italiener«, sagt jemand aus dem Off.

Dann wird alles schwarz, aber das Schwarz löst sich nicht auf, in keine Farbe, in kein Licht, in kein einziges Wort.

Und das ist dann also das Ende, das Ende des Films, aber auch gleichzeitig das Ende von allem.

Mein Vater ist ein Läufer gewesen. In einer meiner frühesten Erinnerungen an ihn hebt er mich hoch und rennt mit mir, und ich fühle mich, als könnte ich fliegen. Als ich älter war, fuhren wir abends oft zu einem Sportplatz, wo er ein paar Runden joggte. Ich saß dann am Rand auf der Tribüne, und jedes Mal, wenn mein Vater an mir vorbeikam, rief er: »Was sagt die Zeit, Coach?«, und dann rief ich: »Schneller, schneller!«, und er legte einen Sprint ein und ich lachte. Ein paarmal begleiteten Mama und ich ihn zu einem Stadtlauf. Dann jubelten wir ihm zu und sobald er durchs Ziel gelaufen war, ganz verschwitzt und rot im Gesicht, gab Mama ihm einen Kuss und ich sprang in seine Arme. »Wenn du groß bist, laufen wir den zusammen«, sagte er dann und strahlte.

»Irgendwann war ihm die längste Strecke nicht mehr weit genug«, hatte ich Mama mal zu Bets sagen hören, »weit genug weg von mir, der Feigling.« Und an dem Tag, als Mama und ich in eine kleinere Wohnung umzogen, begriff ich mit einem schweren Gefühl im Bauch, woran man Feiglinge erkennt. Feiglinge liefen weit und schnell und vor allem von einem weg.

\*

Der Italiener war also ein Mann mit einem Namen und sein Name war Steffen Bianchi, was, wenn man mich fragt, ein bescheuerter Name war für jemanden, der kein echter Italiener ist, sondern nur eine italienische Ururururururoma hatte oder so und damit der unechtste Italiener unter der toskanischen Sonne war und, wie man an seinem Gesicht schon hatte sehen können, etwa die langweiligste Person auf der Welt. Das dumme Restaurant in unserer Gegend gehörte seinen Eltern oder seinem Onkel oder seiner Großtante oder blablabla und er und Mama hatten sich kennengelernt als blablabla und alles, was ich über ihn erfuhr, erfuhr ich gegen meinen Willen und es ließ mir die Füße einschlafen, wie zum Beispiel, dass er »man« sagte statt »ich«, dass er jedes Essen mit seinem eigenen Olivenöl abschmeckte, das er in einem kleinen Glasfläschchen aus seinem braunen Cord-Jackett zog wie einen Flachmann, oder dass er »dschiups« sagte, wenn er sich irgendwo vorbeiquetschte oder ihm etwas runterfiel und er es aufhob, also dann, wenn andere, normale Leute »Entschuldigung« oder »einen Moment, bitte« oder von mir aus »hoppala« sagten, sagte der Italiener »dschiups«.

Das Schlimmste an ihm aber war das Thema, über das er immer reden wollte, und das war zum Durchdrehen langweilig. Entfernungen. Ja. Er wollte ständig darüber reden, wie weit irgendetwas weg war. Welchen Weg man am besten nahm. Wie lange es irgendwohin dauerte. »Zum Großhändler sind es zwanzig bis fünfundzwanzig Minuten, am Wochenende kommen da nochmal schätzungsweise sieben drauf«, sagte er dann oder: »Wenn man über den Südring reinfährst, spart man immer zehn Minuten, außer im

Feierabendverkehr natürlich«, oder: »Von hier aus ists zum Bahnhof nur einen Kilometer, das überschätzt man immer, wegen der vielen Ampeln.«

Und ich nickte und sagte »Ah, echt?«, wie eine Schauspielerin, die eine Charlie spielt, die an langweiligen Leuten interessiert war. Ich konnte nicht sehen, was Mama in ihm sah, echt nicht, denn für Informationen wie diese brauchte man keinen einzigen Italiener, und ich konnte nicht sehen, was Mama in ihm sah, weil er mit seiner Ankunft alles Licht geschluckt hatte wie ein schwarzer, staubiger Vorhang, und außerdem wollte ich nichts weniger besprechen, als wie weit weg irgendwas war, denn ich fühlte mich auch so schon weit genug weg vom Sommer und von Mama und von mir selbst und überhaupt von allem auf der ganzen Welt.

Der Italiener war neuer Zunder für meine Fluchtfantasien, und ich dachte öfter an Paris und wollte überall sein, nur nicht zu Hause, wo mir jemand Olivenöl aus blablabla über meine Tiefkühlpizza gießen wollte. Also tat ich das Einzige, was ich tun konnte: Ich verließ das Haus, so oft es ging.

Einmal fuhr ich mit Markus im Bus in die Arkaden, setzte mich neben dem Café unter der Kuppel auf den Brunnenrand und startete das Reisebüro mitsamt seinen Plakaten von schöneren Orten an, aber ich ging nicht rein. Ich lief bloß am Schaufenster vorbei und an allen anderen Schaufenstern und stellte mir jedes Mal vor, ich könnte mir etwas kaufen.

Einmal rief ich morgens bei einem Radiogewinnspiel an, aber als jemand abnahm, legte ich auf.

Ein anderes Mal wollte ich eine Runde mit dem Fahrrad

fahren. Schon nach wenigen Metern fuhr ich aus Versehen in eine kleine Entenfamilie, die die Straße überqueren wollte, und drehte sofort wieder um, mit dem Gefühl, beinahe etwas Wichtiges kaputtgemacht zu haben.

Dann fuhr ich mit dem Bus bei Mikolaj vorbei, um ihm den iPod wiederzubringen, aber als ich die Buchsbaumhecke vor seinem Haus erkennen konnte, schloss gerade eine Frau mit einer vollen Einkaufstüte unterm Arm die Haustür auf, und wieder drehte ich um und fuhr heim und schämte mich dafür, dass ich so ein Feigling war, und hasste mich für alles, was ich in meinem Leben nicht beendet hatte, jede Idee, jeden Aufsatz, jeden Brief. Aus meinem Fenster sah ich die Zwillinge aus der B mit ihren Eltern über den Parkplatz laufen, alle hatten Sonnenbrillen auf und sie hatten eine große, bunte Luftmatratze dabei und fuhren sicher ins Freibad oder an den See, und dann musste ich an Marielene denken und war froh, sie nie wiedersehen zu müssen.

Nachts träumte ich, dass ich tot sei.

Ich konnte mich nicht mehr an viel erinnern, nur dass ich in dem Traum starb und in derselben Sekunde dachte »Jetzt bin ich also tot« und ich wachte mit furchtbarem Herzrasen auf. Als mir einfiel, dass man es ja vielleicht gerade nicht merkte, wenn man tot war, dass man sich selbst nicht mal vermissen könnte, da weinte ich so heftig, als würde ich nie wieder aufhören. Da checkte ich, dass es noch eine weitere Zwickmühle gab: existieren und nicht existieren. Beides erschien mir gleichermaßen schlimm.

\*

An dem Tag, an dem wir das erste Mal etwas gemeinsam unternahmen, der Italiener und ich, sah ich den Jungen aus dem Bus zum zweiten Mal.

Wir fuhren mit Mamas Auto und ich stellte erstaunt fest, dass das Beifahrerfenster repariert worden war. Als ich es herunterkurbelte, ging es ganz auf und ich hielt meine Hand in den Wind.

»Nicht mal zehn Minuten«, sagte der Italiener stolz, als wir beim Trampolineo ankamen. »Wäre man nach Navi gefahren, wäre man jetzt noch lange nicht da. Wie weit hat man es eigentlich zu deiner Schule?«

Himmel, er langweilte mich jetzt schon zu Tode.

Das Trampolineo war eine Trampolin-Vergnügungshalle. *Der Hüpfspaß für die ganze Familie* stand auf einem großen Banner und als wir die Halle betraten, eine Halle voller kreischender Kinder, neongelber Trampoline und giftgrüner Wände, als mir der Gestank von Schweiß und Fast Food in die Nase stieg, da wusste ich nicht nur, dass wir keine Familie waren, der Italiener und ich, sondern auch, dass das hier kein Spaß würde.

»Ein Erwachsener und ein, ja, also ein Kind«, sagte der Italiener unbeholfen an der Kasse und ich verdrehte beim Wort »Kind« so sehr die Augen, dass ich für eine Sekunde Sorge hatte, sie könnten oben rechts in meinem Gehirn steckenbleiben.

Ich sah eine Gruppe Jugendlicher, die sich gegenseitig mit Tricks zu überbieten versuchten. Immer wieder machte eine oder einer von ihnen einen Salto oder irgendwas, bis alle Umstehenden jubelten.

»Dschiups«, sagte der Italiener, als wir an ihnen vorbeigingen.

gingen, und dann fragte er mich, als wäre ich seine Mutter:  
»So, was macht man jetzt hier?«

»Saltos«, schlug ich vor und meinte das ironisch, aber das schien nicht rüberzukommen, denn der Italiener sagte nicht: »Das ist eine dumme Idee!«

Er sagte nicht: »Ich habe in letzter Zeit vom vielen Stehen im Restaurant Rückenschmerzen und bin nicht mehr so mobil.«

Er sagte nicht: »Ich habe das in meiner Jugend ab und zu mal gemacht, aber das ist hundert Jahre her.«

Stattdessen kletterte er auf ein Trampolin und begann zu springen.

Wie ein Sack Kartoffeln in einem braunen Cord-Jackett, eine unsauber programmierte Rakete, hob sich der zum Vergessen gemachte Rumpf des Italieners mit jedem Sprung in eine andere Himmelsrichtung und mit jeder Landung bebte der Boden von der Erschütterung, Erschütterung über den Italiener an sich, schätzte ich, und man hätte gerade vieles über ihn sagen können, aber wenigstens nicht, dass er langweilig war.

Ich sah ihm zu, sah mir das alles an wie ein lustiges Pannenvideo, bis ich checkte, dass hier jeden Moment wirklich etwas passieren könnte, was richtig Schlimmes.

Ich wollte rufen: »Himmel, das ist doch jetzt Quatsch, Steffen Bianchi, wenn du stirbst, dann bringt Mama mich um, und dann sterben wir beide, da hat doch keiner was von!«

Aber da war es leider schon zu spät.

Ein furchtbares Geräusch ertönte.

Jemand schnappte nach Luft.

Eine Mutter hielt ihrem Kind die Augen zu.

Der Italiener hatte sich das Genick gebrochen.

Wie sich später herausstellen würde, hatte der Italiener sich nicht das Genick gebrochen, aber das wusste ich leider noch nicht, als ich nach dem Aufprall panisch in seine Richtung hastete, über eine Metallstange stolperte und dramatisch hinfiel, weshalb das Zweite, was der Italiener und ich gemeinsam unternahmen, Bänderrisse war.

»Einfach genial, wie die das hier gelöst haben mit dem Parken und der Anmeldung«, sagte der Italiener, als wir in die Notaufnahme gehumpelt kamen, »muss man schon sagen.«

Im Warteraum der Notaufnahme roch es nach Desinfektionsmittel und alles war türkis, der Boden, die Stühle, die Schilder an den Wänden, sodass einen spätestens das krank machte. Mit uns warteten noch Dutzende andere Leute, die husteten oder abwesend in irgendwelchen Magazinen blättern oder sich Getränke am Automaten holten oder sich eben benahmen, wie normale Leute, die warteten.

Nicht aber der Italiener. Er saß einfach nur da, er war so still, dass es laut war, und das killte mich, killte mich mehr als mein pochender, angeschwollener Fuß. Ich kaute an meinen Nägeln und ärgerte mich, dass ich mich zu dem Ausflug überhaupt hatte breitschlagen lassen.

Als eine Frau sich übers Warten beschwerte, sagte der Italiener: »Die Menschen sind gut, aber die Leute sind blöd.« Und als kurze Zeit später ein alter Mann auf einer Liege von ein paar Rettungssanitäterinnen an uns vorbeigeschoben wurde, raunte er: »Das ist ein gutes Zeichen. Solange man nicht drankommt, heißt das, es geht einem besser als den anderen.«

Ich schämte mich für ihn und hoffte, dass niemand dachte, wir würden zusammengehören.

»Herr Bianchi«, sagte eine Ärztin, die plötzlich im Warteraum stand, »bringen Sie Ihre Tochter gern gleich mit rein.«

Und da humpelten wir beide los.

\*

Woher weiß man eigentlich, dass zwei Menschen zu einer Familie gehören? Man könnte jetzt sagen: Daran, dass sie sich in ihren Sommersprossen ähneln. Daran, wie viel Platz sie in den Erinnerungen des Gegenübers einnehmen. Oder daran, dass beide das Gefühl haben, mehr zu geben als der andere, mehr zu geben, als sie bekommen. Aber man könnte auch sagen: Familie ist, wenn zwei Menschen genau jetzt zusammen bleiben, auch wenn sie sich in Gedanken die größte Entfernung zum anderen wünschen.

\*

Dann sah ich den Jungen aus dem Bus zum zweiten Mal.

Wir waren gerade auf dem Weg nach draußen, wo Mama uns schon beim Auto erwartete, da kam er uns entgegen. Zwischen all den Leuten, Ärztinnen, Personal, Familien, war er mir erst gar nicht aufgefallen, aber dann sah ich seine blonden Haare, wahrscheinlich, weil er so groß war, dass er alles überragte, und dann bemerkte ich seinen Blick und wusste, dass er es war.

Ich fragte mich, was er hier machte, allein, und schaute,

ob er vielleicht auch einen Bänderriss hatte, aber er humpelte nicht. Er sah müde aus und ernst, aber er lächelte kurz, als er mich erkannte. Ich traute mich nicht, den Blickkontakt lange zu halten, aber es reichte, um alles zu sehen: Sein klares Gesicht war immer noch das klare Gesicht von jemandem, der immer den Weg wusste, und seine Augen waren immer noch die Augen von jemandem, der durch alles Rauschen und alle Schichten bis zum Kern sah.

Und ich war immer noch ich.

Leider hatte der Italiener meinen Blick aufgeschnappt.

»Wer war das?«, wollte er wissen.

»Keine Ahnung«, sagte ich und zuckte die Schultern, aber ich drehte mich noch einmal nach dem Jungen um und natürlich wollte ich es auch wissen. Wer er war. Ich wollte alles wissen.

Als Mama uns entgegenkam, redete sie viel zu viel darüber, wie schön es sei, dass uns nichts Schlimmeres passiert war und wie toll wir zusammengehalten hatten und für meinen Geschmack viel zu wenig darüber, wie lebensgefährlich es war, mit dem Italiener etwas zu unternehmen, und ich ignorierte sie, weil ich wegen des ganzen bescheuerten Ausflugs sauer auf sie war. Und vor allem wegen des bescheuerten Italieners, der jetzt auf diesem bescheuerten Parkplatz zwischen uns stand.

Im Auto hatte ich endlich Ruhe.

Ich ließ mich auf den Rücksitz fallen und kurbelte das Fenster runter, hielt meinen Arm in den Wind und legte den Kopf darauf ab. Der Himmel war hell und der frische Wind blies mir die Haare ein bisschen durcheinander und ich fragte mich, ob der Junge aus dem Bus auch manchmal wis-

sen wollte, *wer er war und das alles*, und ich bekam eine komische Sehnsucht nach ihm und im nächsten Moment nach Mikolaj, dachte daran, wie schön es wäre, wenn er jetzt neben mir im Auto sitzen würde, und ich spürte einen komischen Anflug von Hoffnung, aber ich wusste nicht genau, worauf, und eine diffuse Liebe, aber ich war nicht sicher, für wen. Überhaupt fühlte ich so vieles gleichzeitig wie lange nicht mehr.

»Das wars schon wieder mit dem Sommer«, hörte ich Mama vorn sagen.

»Es soll noch mal wärmer werden«, sagte der Italiener.

War es nicht das Gegenteil von Romantik, über Entfernungen und das Wetter zu reden? Als ich noch allein mit Mama im Auto gesessen hatte, hatten wir ziemlich wenig geredet, aber jetzt vermisste ich es, neben ihr auf dem Beifahrersitz zu sitzen, während sie mir Fragen stellte, die ich nicht beantworten wollte. Nun hatten wir diesen Italiener zwischen uns, der alles verstopfte, die Autofahrten und die Sommerferien und den Raum zwischen Mama und mir.

Aus einem bestimmten Winkel konnte ich mich im Rückspiegel sehen und ich schaute hin, schaute ganz bewusst in meine eigenen Augen wie in die Augen einer Fremden. Und ich fragte mich, ob es interessante Augen waren, ob jemand, der meine Augen sah, sie gern anschauen würde. Ob sich jemand an sie erinnern würde. Jemand wie Mikolaj oder jemand wie der Junge aus dem Bus. Das ist schon alles.

Einen Moment lang spürte ich, dass es möglich sein musste. Dass ich irgendwann jemand für jemanden sein würde. Dass ich mich irgendwann als Teil von irgendwas

fühlen würde. Oder wenigstens anders. Aber Mama hatte ja recht, schon wieder war ein Sommer vorbei und es kam mir seltsam vor, dass mein Kopf beides gleichzeitig war: etwas, womit ich mir die Freiheit vorstellen und etwas, woraus ich mich nicht befreien konnte.

Später lag ich allein auf dem Balkon und dachte an all die Dinge, die ich tun könnte oder tun sollte, aber ich rührte mich nicht. Stattdessen starrte ich in den Himmel, dessen Nuancen sich mit der untergehenden Sonne änderten, und hörte die Geräusche eines Sommerabends von der Straße, das Lachen und Reden, die Musik, das Gewusel. *Da ist es irgendwo. Da draußen ist irgendwo mein Leben. Und ich habe keine Ahnung, wie ich da rankommen soll.*

Am letzten Tag der Sommerferien dachte ich ans Weglaufen, ehrlich wahr.

Dass die Schule wieder losging, hatte ich verdrängt oder vergessen, und als Mama morgens reinplatzte und fragte, ob wir noch Hefte kaufen müssten, da wollte ich nur noch weg. Und als ich nicht antwortete, setzte sich Mama auf mein Bett und sagte besorgt: »Ach Charlie, was machen wir denn nur mit dir? Warum bist du nur immer so traurig?«

Ich starrte raus. Es war verregnet und bewölkt, die ganze Woche schon, und dass es jemals hell gewesen war, konnte ich mir nicht mehr vorstellen. Auch meine bescheuerten Gedanken waren verregnet und bewölkt, und die Bilder des letzten Schuljahres liefen in meinem Kopf wie eine Dauerwerbesendung: meine Tränen in Mathe, Schmittis gemeine Kommentare, Mikolajs iPod, Sofia auf Katis Sofa, mein Streit mit Mama, der Italiener, der alles verstopfte. Dazu noch all die dummen Sätze, die ich gesagt hatte und so gern

vergessen wollte: *Ich frage mich schon manchmal, wer ich bin und das alles. Ich hasse dich und ich hasse mich und ich hasse alles und ich wünschte, ich wäre tot.*

Und ich wusste nicht, wie das jemals wieder gut werden sollte. Ich wusste es einfach nicht.

Ich hatte meine Ferien verschwendet und ich würde keinen Tag davon zurückbekommen, nicht einen einzigen, und ich träumte mal wieder mit einer komischen Sehnsucht davon, schnell rennen zu können, losrennen und rennen und rennen, bis ich an einen Ort kam, an dem es besser war als hier. Und je später es wurde, desto dringender brauchte ich einen Plan.

»Wir können einfach den Bus nehmen«, flüsterte ich Markus zu, während ich plötzlich wie wild die wichtigsten Sachen in meinen Rucksack schmiss. »Wir nehmen irgendeinen Bus und fahren weg, in die große, weite Welt. Und fangen irgendwo ein neues Leben an.«

Das mit dem neuen Leben hatte ich aus einer Folge *Liebe auf Umwegen*. Der Bösewicht Giovanni hatte es zu Anna gesagt: »Lass uns abhauen, Darling, weg von hier und ein neues Leben anfangen!«

Ein paar Minuten später stolperten wir fast die Treppe runter, weil ich von meinem Bänderriss immer noch ein bisschen humpelte, und da standen wir dann, auf den Stufen vor unserem Haus, mein Rucksack, Markus und ich, und starrten in die große, weite Welt. Oder zumindest auf den Parkplatz vor unserem Haus.

Manchmal hatte ich unsere Gegend wirklich gern: die kleine Grünfläche neben dem Weg, die Bäckerei mit der guten Aussicht, Amerika am Wendekreis. Aber dann gab es

diese Tage, an denen man alle Hässlichkeit auf einmal sah: abblätternde Litfaßsäulen, beschmierte Stromkästen, kloßige Mülltonnen, vertrocknete Büsche, löchrige Hecken und komische Leute. Kein Wunder, dass man hier von einem neuen Leben träumte.

Mit einem Mal fühlte ich mich so müde, dass ich mich setzen musste. Ich packte eine Dose Eistee aus und nahm einen Schluck. Es war schon wieder nicht so lecker wie früher. Dann nahm ich meinen Riegel und biss davon ab.

»Wahnsinn, ich schätze, wir tun es endlich«, sagte ich kauend zu Markus. Davon, dass ich das Geld und den Regenschirm vergessen hatte und auch vergessen hatte, Mama eine Nachricht zu hinterlassen, sagte ich Markus nichts, damit er sich keine Sorgen machte.

»Es ist gut, dass wir beide mal rauskommen.«

Als ich wirklich gerade losgehen wollte, fing es leider schon wieder an zu regnen. In dem Moment kam Bets aus dem Haus. Sie telefonierte so laut, so dass man alles brühdarm hören konnte.

»Sekunde, Darling«, sagte sie, als sie mich entdeckte, und dann: »Ist was mit Helen?«

Ich schüttelte den Kopf.

»Habt ihr euch ausgesperrt?« Ich schüttelte den Kopf.

»Passt auf, dass ihr euch nicht erkältet«, sagte sie und ging weiter. »Nee, nur die Tochter von Helen. Ja, genau die. Nee, also fünfzehn möchte ich auch nicht noch mal sein.«

Der Regen wurde stärker und stärker, es goss jetzt richtig, aber wir blieben trotzdem sitzen, Markus und ich, auf der Stufe zwischen dem Weglaufen und dem Dableiben, zwischen zu Hause und der großen, weiten Welt.

Ich dachte an den Jungen aus dem Bus. Er hätte gewusst, wie das ging mit dem Weglaufen. Langsam wurde es dunkel.

»Charlie?«, fragte Mama, als sie nach Hause kam und mich draußen sitzen sah. »Was um Himmels willen macht ihr denn hier?«

Da wäre ich ihr am liebsten um den Hals gefallen und hätte ihr alles erzählt. Was mit Kati passiert war. Dass ich unglücklich verliebt war. Dass Frau Knubben mich nicht verstanden hatte. Dass ich Angst hatte, in die Schule zu gehen. Dass ich Angst hatte, sie an den Italiener zu verlieren. Und Angst, nie an mein Leben ranzukommen.

Aber ich hob bloß meinen Rucksack und Markus' Tragetasche auf und folgte ihr die Treppe hinauf bis in unsere Wohnung. *Vielleicht bin ich jemand, der nie rauskommt, nicht hier raus, nicht aus mir selbst*, dachte ich, während ich Stufe um Stufe nahm. Nach dem Zähneputzen sah ich leider aus wie immer, und die geblühten Fliesen hinter mir auch. Ich wünschte mir, eine Zahnspange zu haben. Dann könnte ich sie bald rausbekommen und alle würden über meine geraden Zähne staunen. Dann würde wenigstens *irgendwas* in meinem Leben passieren.

Ich machte mir doch noch ein Müsli, gab Markus Futter und schaute *Liebe auf Umwegen*, bis ich einschlief.

Und für diesen Abend war dann erst mal alles wieder wie immer.